

Deutscher Morgen

Berausgeber: Joachim Dauch

Aurora Allemã

Erscheint wöchentl. 7. Jahrgang

Folie 16

São Paulo, 22. April 1938

7. Jahrgang

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5593 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Westpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

Kommt das Dreieck Berlin-Rom-London?

Zum italienisch-englischen Abkommen

Zwischen England und Italien ist am vergangenen Sonnabend ein Abkommen unterzeichnet worden, das auf der ganzen Welt die größte Beachtung gefunden hat. Der Vertrag bedeutet praktisch die Anerkennung des italienischen Imperiums durch Großbritannien und die italienische Zusage, die englischen Interessen im Mittelmeer zu wahren. Damit ist dem Ministerpräsidenten Chamberlain gelungen, was Minister Eden trotz seiner feingeblienen Diplomatie niemals geglikt wäre — nämlich die endgültige Beseitigung der Spannungen zwischen den beiden europäischen Großmächten. Diese Spannungen hatten besonders während des Krieges mit Abessinien bedrohliche Explosivkraft erreicht und um Haarsbreite wäre damals bei Malta oder Suez scharf geschossen worden. Auch als der mutige Genpflüger Eden die englische Außenpolitik im ersten Jahr des Ringens um Spanien gar zu einseitig und ungestüm bestimmte, wäre es beinahe zum Krachen gekommen.

Aber dann ging Herr Eden doch auf höherem Wunsch und mit ihm schwand der Sitzackkurs mit hartem Aufschlag nach links, der im foreign Office in London nahezu eine unheilbare Dauererscheinung zu werden schien. Der Premierminister Chamberlain sah den Ernst der Lage und setzte auch den Hebel zur Abhilfe und Ausbesserung an der rechten Stelle an. Er trachtete zunächst danach, mit Mussolini ins Einvernehmen zu kommen. Vorbedingung dafür waren: Aufschaltung des Völkerbundes und Verhandlungen zwischen beiden Parteien. Der Duce bot gleichfalls ehelich seine Hand. Die Verhandlungen erstreckten sich über einige Wochen und führten zur Einigung.

Dass bei den Unterredungen auch die spanische Frage eine ausschlaggebende Rolle spielte, ist protokollarisch verankert. Das Schicksal der bolschewistischen Macht ist demnach erst recht besiegelt. Großbritannien hat sich überzeugt, daß an dem unerforschlichen Willen der Achse Berlin-Rom, niemals einen bolschewistischen Brandherd in Westeuropa zu dulden, niemals zu rütteln ist. Die Zurückziehung italienischer Freiwilliger aus Spanien ist mit dem Abkommen verbunden worden. Wir können gewiß sein, daß der neue Vertrag noch vor dem endgültigen Inkrafttreten, von der nunmehr ihrem Ende zugehenden Lösung in Spanien alle offenen Fragen beantwortet finden wird. Damit ist auch klar, daß Sowjetrußland sein letztes großes Spiel um die rote Revolutionierung Europas verloren hat. Frankreich fühlt schon heute, daß es bei seinen dauernden Volksfrontexperimenten einen wichtigen Anschluß verpaßt hat und beeilt sich, unumkehrbar ebenfalls mit Italien in ein klares Verhältnis zu kommen. Zunächst werden aber Ministerpräsident Daladier und Außenminister Bonnet nach London fahren, um die Methode Chamberlains zu studieren — denn für beide Staaten stellt die Anerkennung des italienischen Imperiums nach Meinung der linken Parteien einen traurigen Prestigeverlust dar.

Wenn an dieser Behauptung auch ein Körnchen Wahrheit ist, so ist sie dennoch belanglos gegenüber der großen Wertung des englisch-italienischen Abkommens für den europäischen Frieden. Deutschland weiß darum diese erfolgreiche Vereinbarung besonders zu schätzen. Wir werden das gewiß anlässlich des Besuches des Führers und Reichsfanzlers in Rom in den ersten Maitagen des Jahres aus berufenen Munde hören. Es besteht wohl auch kein Zweifel darüber, daß die beiden befreundeten Staatsmänner Adolf Hitler und Benito Mussolini das gesamteuropäische Fragegebiet durchsprechen werden. Dazu gehört in erster Linie neben den Betrachtungen über Mitteleuropa das deutsch-englische Verhältnis. Wenn kürzlich sogar in Großbritannien selbst Stimmen laut wurden, die davon zu berichten wußten, daß Chamberlains nächste große politische Aufgabe in der Regelung dieses Verhältnisses bestehen soll, so wollen wir derartige Stimmen als gute und vernünftige Vor-

sagen gelten lassen. Sollten Chamberlains Bemühungen tatsächlich in dieser Richtung verlaufen, so wären sie der Krönung der Lebensarbeit des heute neunundsechzigjährigen Staatsmannes wert.

Es gibt viele Pessimisten jenseits aller Ozeane, die meinen, daß Europa nimmer aus seiner Unruhe herauskäme. Sollen sich diese Neummalkungen auf das Unkraut und auf die Fiebergewächse in ihrem eigenen Garten beschränken, indem sie mit ihrer Ausrottung ein gutes Werk tun! Es gibt sogar in unseren eigenen Reihen konstante Besserwisser, die an einen englisch-deutschen Ausgleich in diesem Leben nicht mehr glauben. Sie hegen eitle Vorurteile. Von Berlin nach London ist es nicht weiter als von Berlin nach Rom — politisch gesprochen und die Pressejuden abgezogen — die zur Stunde freilich immer noch reichlich Braunnegerstung über den „Daily Herald“ oder die „News Chronicle“ treiben. Mögen diese Juden doch geistern — sie tun es ja auch heute gegen den Premierminister, der eben den Vertrag mit Italien unter Dach und Fach brachte. Zwischen England und Deutschland gibt es nämlich weniger Meinungsverschiedenheiten, als die Welt

immer behauptet. In Wirklichkeit nur eine: Die Kolonialfrage.

In einer zufriedenstellenden Lösung dieser Frage werden wir nicht vorbeikommen. Sie ist eine Kernfrage und wird es bleiben genau wie die verhinderte Wiedervereinigung Oesterreichs mit Deutschland zwanzig Jahre hindurch den mitteleuropäischen Frieden belastet hat. Auch politische Schlagworte müssen sich bei alzu häufigem Gebrauch rasch abverwandeln mit dem deutschen Volk, aber nicht mit Nazi-Deutschland, dieser faule Wortzauber zieht nicht mehr. Und es wird nicht lange dauern, um schnell umherziehende Zeitgenossen die Formel finden zu lassen: Es geht in Europa doch halt nicht ohne die 75 Millionen Deutsche im Reich und auch sonst sind sie nicht von schlechtem Blut — auch wenn sie heute meistens „Nazis“ sind.

So dürfte also — roh angedeutet — die Entwicklung schreiben. So verstehen wir auch die jüdische Hast der Franzosen, mit Rom und London noch vor Deutschland klar zu kommen. Denn die Achse Rom-Berlin mit Abstecker nach London — horribile! Aber lassen wir dem Einzelnen wie seinem Volk nur Zeit — er lernt schon noch um!

E. P.

General Smuts wird alt

Wenn es in London ein paar nervenschwache Leute gibt, bei denen die Vereinigung Deutschlands und Oesterreichs Alpträume von feindlichen Bombengeschwadern über England ausgelöst hat, so mag man das noch verstehen; denn London ist immerhin — um die bekannte englische Formel zu gebrauchen — „im Schlagbereich europäischer Mächte“. Wenn aber der greise General Smuts drunten in Südafrika 6000 Kilometer von Deutschland weg, nicht mehr schlafen kann, seit das Hakenkreuzbanner über Wien weht, dann ist das nur noch eine medizinische Angelegenheit, die den Psychiater angeht.

Der einstige Burengeneral hat in Paarl vor ein paar Tagen eine Wahlrede gehalten, in der er in bezug auf Oesterreich folgende Fragen stellte: „Warum sollte all das nicht uns, den Südafrikanern, passieren? Was schützt uns davor, dass wir die nächsten sind? Nehmen wir einmal an, Deutschland würde uns wie Oesterreich erklären: Wir verlangen Südafrika! Was dann?“ Wir klammern uns an unsere Freunde in der Welt, so schloss Smuts, an unsere Freunde, die uns vor den „neuen Gefahren“ beschützen werden.

Wie gesagt, ein rein pathologischer Fall. Aber auch Angstneurosen haben, wie die Irrenärzte versichern, ihre Vorgeschichte. Wir glauben die Vorgeschichte der greisenhaften Aengste des General Smuts zu kennen: Smuts ist der Vater des Kolonialmandatssystems. Er war es, der den Raub der deutschen Kolonien in diese heuchlerische Formel gepresst hat, nachdem sein Freund Botha — sicher nicht ohne Wissen von Smuts — 1914 eine sehr merkwürdige „Kriegslist“ anwandte, um die Südafrikanische Union auf den Kriegspfad zu bekommen.

Wie das gemacht wurde? So: Botha legte dem Parlament eine Karte vor, auf der die deutsche Polizeistation Nakab auf südafrikanischem Gebiet eingetragen war. Und gleichzeitig wurde dem Parlament erzählt, dass deutsche Truppen Nakab besetzt hätten, mithin also in die Union eingefallen seien. Auf Grund dieser Kartenfälschung beschloss das Parlament dann die Kriegserklärung an das Deutsche Reich und die Eroberung der deutschen Kolonie, die nach Einsatz von 60.000 Mann südafrikanischer Truppen zuerst 2000 und zum Schluss 3000 Deutsche auch glücklich gelang.

Gewiss, das waren Jugendsünden. Wir würden uns ihrer auch nicht erinnern haben, wenn wir nicht nach den Gründen für Smuts kindische Warnungen gesucht hätten. Und General Smuts ist schliesslich nicht der erste Beste, sondern ein hochangesehener Mann im britischen Weltreich, der manchmal auch ganz vernünftig über europäische Dinge sich äussert. Nehmen wir an, in seinem Interesse, dass er nur den Wunsch hatte, seiner Partei im Wahlkampf eine zugkräftige Parole zu geben. „Südafrika in Gefahr!“ — und das im Hinblick auf Oesterreich — ist allerdings so ziemlich das Dummste, was er sich hätte ausdenken können.

Die jüdische Instinkt-Lücke

Wenn die Juden in sich gehen und sich selbst und ihre Schwächen zu ergründen suchen, so bringen sie zuweilen wertvolles Aufklärungsmaterial für diejenigen Nichtjuden zu tage, die den Antisemitismus noch immer nicht verstehen wollen. Der Jude Baal Brit beschäftigt sich in dieser Weise in dem Buch „England und Israel“ mit der „Instinkt-Lücke“ seiner Rassegenossen. Obwohl er damit nichts Neues sagt, sind seine Ausführungen doch geeignet, als wesentliche Züge in dem jüdischen Porträt gewertet zu werden, wie es sich auch uns in unseren allseitigen Erfahrungen mit dem Judentum während der Nachkriegszeit gebildet hat. Der Jude schreibt:

„Es handelt sich um die grosse Lücke, die im Register jüdischer Begabungen klafft: um den oft fehlenden, oft verkümmerten Instinkt. Instinkt ist hier im rein naturhaften, unterbewussten Sinne zu verstehen, also alle jenen triebhaften Quellen im Menschen, die wieder durch Intelligenz oder Güte oder Schulung zu ersetzen sind. Es ist ohne weiteres begrifflich, dass die seit zwei Jahrtausenden vom Boden und der Natur losgelösten Juden gerade in dieser Begabungskategorie versagen. Aber das ändert nichts daran, dass sie eben durch dieses Manko wesentlich anders sind und anders wirken als die Völker, die durch Myriaden seelischer Kapittarröhrchen die Verbindung mit dem Mutterleib der Erde behielten. Hier liegt der Kern des Andersgeartetheits der Juden und die tiefste Ursache ihrer Fremdheit, jener Fremdheit, die sich für den Nichtjuden manchmal recht anziehend, aber oft auch verdächtig und unheimlich kundgibt.“

Was für Ueberheblichkeit, Liebedienerei, Mangel an Takt gehalten wird und in unzähligen Fällen nicht nur dem einzelnen, sondern der jüdischen Sache selbst unendlich geschadet hat, sind nichts anderes als verschiedene Manifestationen der grossen Instinkt-Lücke. Hier liegt auch der Grund, warum die Juden politisch gar so oft „Auf falsche Pferd wetten“. Der oberste Wegwei-

ser aller menschlichen Entscheidungen funktioniert eben nicht mehr. Dadurch entstehen immer wieder Fehlorientierungen wie das kurzfristige Verhalten vieler Juden zum Zionismus und ebenso bei den Zionisten ihre politischen Irrwege.“

Das ist also das Ergebnis der liberalen Hoffnung der Judenemauzipation. Ein kümmerliches Ergebnis, das seinen Grund keineswegs in dem Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts hat. Das mag unseren Juden auch bestimmt haben, weiter zu fragen und die antisemitischen Motive auf ihre einheitliche Quelle hin zu untersuchen. Dabei muss er feststellen, „dass der Judenhass (Hass kommt von hässlich) seit jeher viel mehr durch ästhetische als andere Motive bestimmt wurde“. Abgesehen von der falschen Ausschliesslichkeit dieses Urteils, gelangt er so zu einer das Wesen des Jüdischen treffenden biologischen Analyse, der wir bestimmen können. Was für uns eine feststehende Tatsache ist, dass das Judentum als Rassenmisch in all seiner körperlichen Hässlichkeit und mit einem mehrfach gebrochenen und verkrüppelten Seelentum nicht schöpferisch sein kann, wird hier schlagend aus der intimen Kenntnis eines Juden über seine eigene Art bewiesen. Dass alle jungen Völker heute danach trachten, das Judentum aus den geistigen Berufen und aus der Politik ihrer Länder auszuschalten, erscheint gerade nach dieser Analyse aus jüdischer Feder besonders verständlich. Aber nicht nur das Judentum — und das ist die tragische Situation für ganz Europa — ist gekennzeichnet durch jene „Instinkt-Lücke“, sondern auch viele nicht-jüdische Politiker Westeuropas. Für sie wird es sich lohnen, unter dem Motto der vorstehenden Sätze die Spuren ihrer geistigen Entwicklung nach rückwärts bis in ihre Jugend hinein zu verfolgen und auf die Einflüsse jüdischen Geistes zu untersuchen, der nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, die eigene politische Instinktlosigkeit zu züchten.“

Kolonien! Auch Deutschland muß sie haben!

Spezialdienst der RDD. für den Deutschen Morgen von Erich Lehmann

Als in den Nachkriegsjahren der koloniale Gedanke in Deutschland immer mehr zu verkümmern drohte, da waren es ehemalige Kolonisten, die dieser Entwicklung Einhalt geboten. Sie wussten, um was es ging, sahen ihrer Zeit voraus und rüsteten zum Kampfe.

Hart war ihr Wille, allein eine nicht müder harte Zeit schien bereit zu sein, ihnen einen zunächst unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen zu wollen. Mit dem Zerfall des moralischen und wirtschaftlichen Lebens der Nation, mit der egoistischen Einstellung des Einzelindividuum und der Machtgier der Parteien unter- und gegeneinander, ging Hand in Hand die Interessenlosigkeit allen Belangen des deutschen Volkes gegenüber. Es war deshalb nicht besonders verwunderlich, dass man gerade auch unserem kolonialen Kampfe ein Nichtverstehen oder ein Nichtverstehenwollen entgegensetzte, das einer vollkommenen Ausrottung unseres kolonialen Gedankens gleich kam.

Doch es fanden sich innerhalb der kolonialen Verbände immer wieder Kämpfer, Rufer im Streite, die es nicht wahr haben wollten, dass der mit so viel Blut und Schweiß

gedüngte Boden deutschen Koloniallandes verloren ging und eine Beute der brutalen Annexionsgelüste feindlicher Mächte wurde. Die Zahl der Männer, die sich dafür einsetzten, war klein, aber gegen ein Bollwerk kolonialfeindlich eingestellter Elemente setzte sich ihr zäher Wille durch und es gelang ihnen, das nur spärlich unter der Asche glimmende Feuer, durch 16 lange Jahre hindurch, hinüberzuretten bis in unsere Zeit.

Heute sehen wir, dass die Saat kolonialen Wissens und Wollens, die zuerst wahllos, und mit fortschreitenden Jahren zielbewusst, in Aecker und Furchen gelegt wurde, gleicherweise beginnt, herrliche Früchte zu tragen, und wenn der Führer auf dem Reichsparteitag der Ehre in Nürnberg unter begeisteter Zustimmung des deutschen Volkes verkündete, „dass Deutschland nicht auf die Lösung seiner kolonialen Ansprüche verzichten könne, weil das Lebensrecht des deutschen Volkes genau so gross sei wie die Rechte anderer Nationen“, so tragen die Vorkämpfer unserer kolonialen Bewegung heute das stolze Bewusstsein in sich, dass ihr Kampf nicht vergebens gewesen ist.

Was will nun Deutschland mit seinen Kolonien, warum wollen und müssen wir sie zurückhaben?

Verankert liegt diese Forderung zunächst in Punkt 3 der 24 Programmpunkte der NSDAP: „Wir fordern Land und Boden (Kolonien) zur Ernährung unseres Volkes und zur Ansiedlung unseres Bevölkerungüberschusses“. Deutschland braucht Raum und es liegt im Interesse der Welt, einem grossen Volke seine Entfaltungsmöglichkeiten nicht vorzuenthalten.

Man muss sich bei der Betrachtung dieses Punktes immer wieder das eine vor Augen halten: Wir sind ja nicht nur 68 Millionen Deutsche, die auf der Erde wohnen, sondern wir sind 100 Millionen! 68 Millionen konnten hier in Deutschland bleiben, sie fanden hier Arbeit und Brot. Die anderen 32 Millionen aber, also ein Drittel des gesamten deutschen Volkes, musste hinaus in die Welt, musste sich den Machthabern und den Gesetzen anderer Völker fügen, und wenn auch sie noch nicht, die damals hinauszogen, so doch oft schon ihre Kinder und Kindeskinde gingen unter im Gewirr andersrassiger oder andersgerteter Völker und waren so für Deutschland verloren. Wir sehen unter ihnen nicht die schlechtesten Deutschen, sondern im Gegenteil, ausgesuchtes Material, junge tatenfrohe und talentvolle Menschen, die wussten, was sie wollten, und die nun mit ihrer Stirn und ihrer Faust anderen Völkern dienen müssen.

Das ist aber das, was der Nationalsozialismus nicht will. Er will, dass alles, was auf der Erde deutsch ist, auch deutsch bleibt, in einer einzigen Verbundenheit, in einer einzigen Gemeinschaft, und wenn dieses hohe Ziel auch schwer zu erreichen ist, wenn wir auch den Strom unserer Auswanderer — und solche wird es immer geben — nicht restlos in unseren Kolonien werden unterbringen können, so ist es doch unser Bestreben und wünschenswert, dass wir wenigstens einem Teil derselben eine Heimstatt in Uebersee geben, die deutsch ist, in einem Lande, das deutsch regiert wird und in dem jeder das bleiben kann, was er will, nämlich „Deutscher“.

Raum für unser deutsches Volk und damit vor allem auch für unsere ganze zukunftsfröhliche Jugend, deren Durst nach Freiheit und Tatendrang nicht dadurch unterdrückt werden kann, indem diese ihre selbstverständlichen Privilegien, auf unbefriedigendem Lebensraume, von der übrigen Welt in Fesseln gelegt werden.

Welche volkstumpolitischen und erzieherischen Werte kolonialer Besitz gerade für die Jugend hat, ist jedem klar geworden, der einmal in unseren Kolonien war. Hier, wo jeder auf sich selbst angewiesen ist und die Verantwortung für sein Tun und Handeln allein zu tragen hat, wächst ein starkes und hartes Geschlecht heran, erstehen Kämpfer für das deutsche Volkstum von oft heroischer Grösse. Der Weitblick wird gestählt, Selbstbewusstsein und Unternehmungslust gefördert in einem Ausmasse, das oft die kühnsten Erwartungen übertrifft.

So sind Kolonien unentbehrliche Charakterschulen geworden für das Gesamtwohl eines Volkes.

Zu zweit braucht Deutschland seine Kolonien vor allem zur Ernährung seiner Bevölkerung und für die Versorgung seiner Industrie mit Rohstoffen.

In dem zweiten Vierjahresplan, den der Führer jetzt in Nürnberg aufstellte, sagte er: „Selbst bei den grössten Anstrengungen und der genialsten Ausnutzung des vorhandenen Lebensraumes könne Deutschland seine Ernährung nicht finden. Es wäre wesentlich leichter, wenn es u. a. seine Kolonien besässe.“

Was auf deutschem Boden zur Ernährung unserer Bevölkerung geleistet werden konnte, ist geleistet worden und wird noch geleistet werden. Was deutscher Erfindergeist und deutscher Fleiss tun konnten, um den Fabriken die Rohstoffe zu liefern, die diese brauchen für unseren eigenen Bedarf und darüber hinaus für den unbedingt notwendigen Export, wurde getan und wird aufs neue in Angriff genommen. Aber wir werden immer wieder Lebensmittel und Rohstoffe brauchen, die auf dem heimatischen Boden nicht gedeihen, wie Baumwolle, Fette aus Kokos- und Palmölen, Kautschuk und Faserstoffe, zusätzliche Futter- und Düngemittel für unsere Landwirtschaft, Kaffee, Kakao, Bananen und Früchte aller Art, Edelhölzer, Edelsteine und vor allen Dingen auch Mineralien.

Um wieviel besser ginge es der deutschen Wirtschaft, wenn sie alle diese Dinge aus eigenen Kolonien beziehen könnte!

Es ist ein Wahnsinn, wenn von Ländern, die an Ueberproduktion leiden, Hunderttausende Säcke Kaffee in das Meer geworfen werden und Millionen Zentner Getreide als Heizmaterial verwendet werden, nur um die Preise zu halten, und ein fleissiges Volk wie das deutsche hat nur das Notdürftigste zum Leben.

Den Einwand, dass uns Kolonien auch nicht viel helfen würden, wies der Führer zurück. Er sagte in Nürnberg: „Die nationalsozialistische Staatsführung, die so grosse wirtschaftliche Leistungen zuwege gebracht habe, werde jedenfalls auch Kolonien wirtschaftlich nützlich zu verwalten wissen.“

Deutschlands Kolonien sind etwa sechsmal so gross wie Deutschland selber. Ihren gegenwärtigen Wert errechnen die Engländer mit etwa 120 Milliarden Mark. Ihr Zukunftswert ist heute auch nicht annähernd festzustellen. Wo sich heute noch unübersehbare Steppe ausbreitet, kann in zwanzig Jahren der Pflug durch fruchtbaren Boden ziehen, wo das Land noch schmachtet unter der Dürre, können in abschbarer Zeit Stautwerke errichtet sein und Kanäle den Boden speisen. Wo heute noch ungesunde Gebiete brach und menschenleer liegen, können, bei planmässiger Behebung der Gefahrenmomente später zehntausende unserer Volksgenossen Brot und Erwerb finden. So sind die Entwicklungsmöglichkeiten unbegrenzt. Man gebe uns unser koloniales Land zurück und wir werden es zum Nutzen unseres Volkes zu verwerten wissen.

Zu dritt braucht Deutschland Kolonien als Absatzgebiete für seine Industrie. Solange man versucht, den Absatz deutscher Waren in der Welt zu boykottieren und diese sich sträubt, unsere Fabrikate in den unbedingt notwendigen Warenaustausch der Länder untereinander einzubeziehen, solange müssen wir der deutschen Industrie Gelegenheit geben, ihre Ueberproduktion zumindest in deutschen Kolonien abzusetzen, England, Frank-

reich, Belgien und Holland — was wären diese Länder ohne ihre Kolonien? Diese Frage allein müsste uns schon zu unserem kolonialen Kampfe berechtigen.

Man hat uns vorgeworfen und den Raub unserer Kolonien dadurch zu motivieren versucht, indem man sagte: Deutschland wäre nicht fähig, zu kolonisieren! Das ist eine bewusste Lüge und kein führender Staatsmann in der Welt glaubt mehr daran.

Die Kolonisationsarbeit der Deutschen und ihre grossen kulturellen Leistungen sind bekannt und von unseren Gegnern vor dem Kriege auch immer wieder anerkannt worden. Erinnert sei an die vorbildlichen Schulen und Missionen, an die Ausbildung der Schwarzen als Handwerker und Arbeiter in kolonialwirtschaftlichen Betrieben und an die Bekämpfung tropischer Krankheiten, die sich auf allen Gebieten der Hygiene so segensreich ausgewirkt hat. Die gefürchtete Schlafkrankheit wurde von deutschen Kolonialpionieren fast vollkommen ausgerottet, der weitverbreiteten Malaria ein Mittel entgegengesetzt, das diese Infektion zur Bedeutungslosigkeit herabminderte. Hospitäler und Krankenhäuser sorgten in hervorragender Weise für den Gesundheitszustand der Bevölkerung und wenn es noch eines Beweises bedarf, der die kulturellen und zivilisatorischen Erfolge der Deutschen in ihren Kolonien in das richtige Licht zu setzen vermag, so tritt dieser Beweis am schlagendsten in Erscheinung durch die einzigartige Treue der Eingeborenen zu uns. — Während des Weltkrieges feierte diese Treue der Schwarzen ihren schönsten und höchsten Triumph. Er wird niemals weggezeugnet werden können.

So ist sich Deutschland seiner kulturellen

Mission auf der Erde stets bewusst gewesen und es muss aus ethischen Gründen gefordert werden, dass es entsprechend seinem Kulturstande, in der gleichen Weise wie die anderen Kolonialstaaten, berechtigt ist, an der Erziehung zurückgebliebener Völker mitzuarbeiten.

Die Forderung nach kolonialer Gleichberechtigung ist aber nicht zuletzt eine Frage der Ehre für unser deutsches Volk.

Rein und fleckenlos trugen wir den kolonialen Schild seit dem Beginne unserer Kolonialpolitik bis hinein in die sturmgeplügten Jahre des Weltkrieges. Was je verblendeter Hass und Verleumdung ersinnen konnten, diesen Schild zu beschmutzen, geschah. Aber jetzt, wo die Wiederherstellung der deutschen Ehre zum Eckpfeiler jedes politischen Handelns überhaupt geworden ist, muss das deutsche Volk darauf bestehen, dass auch sein kolonialer Ehrenschild reingewaschen wird.

Die Wiederherstellung seiner kolonialen Ehre kann aber nur in einer vorbehaltlosen Zurückgabe seiner Kolonien ihren sichtbaren Ausdruck finden.

Kolonien! Auch Deutschland muss sie haben und es wird sie besitzen, wenn dieser Ruf nicht mehr allein der Wunschtraum unserer alten Kolonisten bleibt, sondern wenn er in einem Millionenschrei, als unbedingter Wille der Nation, der Welt präsentiert wird.

Fest und unerschütterlich steht das deutsche Volk zu seinem Führer. Er, der uns unsere Freiheit und unsere Ehre, unsere Stärke und unseren Glauben wiedergegeben hat, er wird auch unsere koloniale Forderung zum Siege führen. Pflicht eines jeden deutschen Mannes, jeder deutschen Frau und insbesondere unserer Jugend ist es, ihm dabei zu helfen.

Putz umfrotzt

Das Wichtigste der Woche

15. April. — Nach England, Frankreich und den USA. haben jetzt auch die kleineren europäischen Staaten ihre Gesandtschaften in Wien aufgelöst und in Generalkonsulate umgewandelt. Man erkennt also auch hier: Erst Proteste und viel Lärm um nichts und dann nach vernünftiger Ueberlegung Ueberwindung der Wirklichkeit.

Der tschechoslowakische Staatspräsident Dr. Beneš fandte aus Anlass der 7. Wiederkehr des Gründungstages der spanischen Republik an die bolschewistische Regierung in Barcelona ein herzliches Glückwunschtelegramm.

14. April. — Am Geburtstag des Führers am 20. April wird in Berlin wie alljährlich eine Parade aller Waffengattungen der deutschen Wehrmacht stattfinden. Auch österreichische Truppen werden daran teilnehmen. Am Abend wird der erste Teil des 6000 Meter umfassenden Olympiadefilms uraufgeführt werden.

Beim Generalsekretariat des Völkerbundes ist ein Antrag des englischen Außenamtes eingegangen, wonach das Problem der „österreichischen Flüchtlinge“ auf der Tagesordnung der nächsten Ratssitzung zur Behandlung kommen soll. Genf tritt also in solchen „Problemen“ immer weiter auf der Stelle.

Die italienische Zeitung „Giornale d'Italia“ kritisiert die ununterbrochenen Einmischungen Frankreichs in die spanischen Kämpfe mit dem besonderen Hinweis, dass die spanischen Befestigungen in Katalonien nach den Weisungen des französischen Generalstabes unter tätiger Mithilfe französischer Techniker durchgeführt wurden.

15. April. — Nach Meldungen englischer Zeitungen hat die englische Regierung an den französischen Ministerpräsidenten Daladier und einige seiner Mitarbeiter Einladungen zu einem Besuch nach London ergehen lassen.

Die Sudetendeutsche Partei hat die erste Million ihrer Mitglieder nahezu erreicht. Im Jahre 1935 zählte die Partei 300 000 Mitglieder.

16. März. — Seit einiger Zeit wird von einem Geheimfunder in Sowjetrußland heftige Propaganda gegen Stalin und seine blutigen Regierungsmethoden gemacht. Der GPU ist es trotz äußerster Bemühungen bisher nicht gelungen, die Sendestation zu entdecken.

In Nationalspanien ist Anfang des Jahres eine „Gesellschaft der Freunde Deutschlands“ gegründet worden, die bereits nach wenigen Monaten ihres Bestehens über Tausende von Mitgliedern zählt; u. a. organisiert die Gesellschaft Lehrgänge in deutscher Sprache, Studienreisen u. a. m.

Die franco-Truppen haben die Küstenstadt am Mittelmeer Dinaroz und ein 10 Kilometer langes Stück der Küstenstraße von Katalonien nach dem Süden in Besitz genommen.

17. März. — Das englisch-italienische Abkommen, das die künftigen Beziehungen zwischen den beiden Ländern neu regelt ist am 16. April nachmittags vom britischen Botschafter Lord Perth und dem italienischen Außenminister Graf Ciano unterzeichnet worden.

Der französische Geschäftsträger in Rom hat von seiner Regierung Zusage erhalten, bei der italienischen Regierung wegen der Einleitung baldiger französisch-italienischer Verhandlungen auszufragen.

Frankreich hat von den Vereinigten Staaten heimlich 300 Flugzeuge gekauft, weil die zahlreichen Streiks in der französischen Rüstungsindustrie erhebliche Verzögerungen im Bauprogramm zur Folge hatten.

Die nationalspanischen Truppen setzen nach Erreichung der Mittelmeerküste ihren Vormarsch nach Süden und Norden fort. Die befreite Bevölkerung jubelt General Franco begeistert zu.

18. März. — Die Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern in Palästina dauern unvermindert an. Nach Berichten aus Jerusalem sind bei den Kämpfen zwischen englischen Truppen und Freischärlern während der Ostertage 60 Tote und zahlreiche Verwundete gezählt worden.

Moskauer politische Kreise üben an England wegen des Vertrages mit Italien scharfe Kritik. Sie befürchten, daß London jetzt auch noch auf die Franzosen einen Druck ausüben wird, daß auch Paris die Interessen des „republikanischen Frankreichs“ verkauft.

Am 9. April 1938 in Brasilien

Zum 10. April geschrieben, aber auch am 20. gültig.

Ich steh' am Pinienwalde, grau ist des Himmels Rund,
nur ferne, weit im Westen, glänzt Licht so blau und bunt.
Dort leuchtet zuckend und blitzend der sinkenden Sonne Pracht;
ich habe hineingesehen und an den Tag gedacht:
Grossdeutschland ist erstanden! Die Glocken taten es kund.
Wenn auch in fremden Landen schwieg aller Glocken Mund,
in unsern Herzen klang es mit tiefem und hellem Getön
und Hakenkreuzfahnen schlangen so weit — so gross — so schön.
Und wenn in die Sonne ich schaue, dann bin ich noch mitten dabei,
dann ist mir, als ob ich stehe in einer endlosen Reih'.
All meine deutschen Gefährten, sie alle mit Frau und Kind,
sie schau'n in die sinkende Sonne und all eines Sinnes sind.
Ins abendlich sprühende Leuchten, da sprech ich mit inniger Glut,
wie nur die allmächtige Liebe und die deutsche Sehnsucht es tut:
O Sonne, du gleitest hinunter und steigst in der Heimat herauf,
o Sonne, nimm unsere Grüsse und trag sie in deinem Lauf!
Du findest die Deutschen gesammelt in einer gewaltigen Zahl;
der Führer hat sie gerufen zu einer heiligen Wahl!
Drum, Sonne, wenn deine Strahlen sich recken ins grossdeutsche Land,
sag', dass sie glückhafte Grüsse von uns aus der Ferne gesandt!
Strahl' unserm Führer entgegen: „Sieh, aus Amerika
schicken dir deine Getreuen heute als erste ihr Ja!“

Rob. Weber

Sudetendeutschtum im Kampf

Bekanntlich haben — mit Ausnahme der Marxisten — alle deutschen Splitterparteien in der Tschechoslowakei kurz nach der Wiedervereinigung Oesterreichs mit dem Reich ihren Anschluss an die Sudetendeutsche Partei erklärt. Die Bewegung Konrad Henleins ist heute die stärkste Partei im Prager Parlament. Da die Spannungen zwischen Deutschen und Tschechen nach wie vor bestehen, verdienen die nachstehenden Ausführungen über die Geschichte und den Existenzkampf unserer Volksgenossen in der CSR ganz besondere Beachtung.

★

Nicht mit Unrecht wendet sich heute in immer steigendem Masse die Aufmerksamkeit der gesamten deutschen und allmählich auch der europäischen Öffentlichkeit dem schweren Kampf zu, den das Sudetendeutschtum um seine Existenz zu führen hat. Wie sich einst jahrelang die Weltpresse mit der Armenierfrage und den christlichen Assyrern beschäftigt hat, so sollte sich heute der Blick der ganzen Welt auf die Tschechoslowakei richten, wo in systematischer Kleinarbeit 3,5 Millionen Sudetendeutsche einer langsamen, aber desto sichereren Vernichtung ausgeliefert werden.

Was ist Sudetendeutschtum? Es handelt sich hier nicht um eine geringfügige Zahl, um irgendeinen kleinen Volkssplitter, der inmitten fremden Volkstums seinem unvermeidlichen Ende entgegenzusehen hat, sondern um fast drei und eine halbe Million Deutsche, die grösstenteils zum geschlossenen deutschen Siedlungsraum gehören. Das sind zahlenmässig fast so viel Menschen wie die gesamte Einwohnerschaft der Schweiz, etwa ebenso viel wie die Einwohnerschaft Finnlands und mehr als die Einwohnerschaft Norwegens.

Woher stammt das Sudetendeutschtum? Sind diese deutschen Menschen fremde Eindringlinge in einem national geschlossenen Staat, wie das die tschechische Auslandspropaganda gern darstellt? Handelt es sich hier wirklich nur um eine nationale Minderheit, die sich eben wohl oder übel der andersvölkischen Mehrheit unterordnen muss? Es mag deshalb angebracht sein, der Geschichte der Länder, die heute die Tschechoslowakei bilden, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Dabei stellt sich dann heraus, dass die Tschechoslowakei keineswegs ein Nationalstaat ist und auch nie gewesen ist. Von den fünf Ländern der Tschechoslowakei, Böhmen, Mähren, Schlesien, Slowakei und Karpathenruthenien, gehörten drei, nämlich Böhmen, Mähren und Schlesien, bis zum Jahre 1806 zum Deutschen Reich; von 1815—1866 gehörten sie dann wieder zum Deutschen Bund. Die Deutschen dieser drei Länder, die man die Sudetenländer nennt, haben sich auch stets als Bestandteil des grossen deutschen Volkes gefühlt. Innerhalb dieses grossen deutschen Volkes, zu dem das Sudetendeutschtum ebenso wie Deutschösterreich gehört, waren die Tschechen nur eine Minderheit. Erst durch die widernatürliche Herauslösung der Sudetenländer aus dem deutschen Reichsverband und durch die spätere Schaffung der Tschechoslowakei wurde die Fiktion eines tschechischen Nationalstaates gewaltsam in die Wirklichkeit umgesetzt.

Die Tschechen weisen demgegenüber darauf hin, dass sie die Urbewölkerung des Landes seien, während die Deutschen erst im Mittelalter als Kolonisten ins Land gekommen seien. Auch dies entspricht nicht vollkommen den Tatsachen. Die erste nachweisbare Bevölkerung Böhmens waren die keltischen Bojer, die dem Lande auch seinen Namen gegeben haben (Boioaemum, d. i. Bojerheim). Sie wurden um etwa 50 v. Chr. durch die germanischen Markomannen abgelöst, die bis etwa 500 n. Chr., also über ein halbes Jahrtausend in Böhmen siedelten. Erst als diese im Laufe des 6. Jahrhunderts aus Böhmen abzogen, drangen mit den Awaren die diesen hörigen Tschechen ein, die dann allmählich die fruchtbaren Ebenen Böhmens in Besitz nahmen, während die waldigen Randgebiete (Böhmerwald, Erzgebirge, Sudeten) nach wie vor unbesiedelt blieben. Immerhin erfreuten sich die tschechischen Stämme vom Anfange des 7. Jahrhunderts bis zur Zeit Karls des Grossen einer Art Selbständigkeit, soweit man bei den ständigen Stammesfehden davon überhaupt reden kann. Doch schon Karl der Grosse machte sie zinspflichtig. Der Name Karl ist seitdem von allen slawischen Völkern in der Bedeutung „König“ übernommen worden. Seitdem ist die Geschichte Böhmens immer ein Bestandteil der Geschichte Deutschlands gewesen.

Als im 12. Jahrhundert die grosse deutsche Ostsiedlung einsetzte, drangen auch immer mehr deutsche Siedler nach Böhmen

ein. Sie kamen nicht als Eroberer mit dem Schwert in der Hand, sondern

als friedliche Kolonisten, die mit ihrer Hände Arbeit dem Lande erst ein gewisses Maß von Kultur vermittelten.

Wie auch anderswo, wurden sie meist von den einheimischen slawischen Fürsten gerufen, denen daran gelegen war, durch tüchtige Neusiedler die Kultur ihres Landes zu heben. In der Hauptsache besiedelten diese Deutschen die bisher menschenleeren Gebirgsgegenden, eben die Gebiete, die auch heute noch überwiegend von Deutschen bewohnt werden. Darüber hinaus traten die Deutschen als Städtegründer auf. Fast alle Städte Böhmens wurden von Deutschen gegründet. Erst später wurden sie, wo ihnen das deutsche Hinterland fehlte, allmählich tschechisiert. Man kann zusammenfassend sagen, dass die Deutschen Böhmens stets das eigentliche Kulturelement gewesen sind und dass sie aus der Geschichte des Landes nicht wegzudenken sind.

Diese ganze deutsche Vergangenheit des Landes sollte mit einem Schlage ausgelöscht werden durch die Gründung des tschechoslowakischen Staates im Jahre 1918. Selbst die nationalsten Tschechen hatten vor dem Kriege einen selbständigen tschechischen Staat nicht für möglich gehalten. Ihre Wünsche gipfelten in der Forderung einer möglichst weitgehenden Autonomie für die Tschechen und in dem Verlangen, dass sich der Kaiser von Oesterreich zum König von Böhmen krönen lassen möge. Erst durch die masslose und verlogene Auslandspropaganda besonders Masaryks und Benesch während des Krieges wurde erreicht, dass die alliierten Mächte die Schaffung eines „selbständigen“ tschechoslowakischen Staates durchsetzten, mit der ganz unverhüllten Absicht, mitten in den deutschen Siedlungsraum einen unbedingt deutschfeindlichen Keil hineinzutreiben. Bei den Friedensverhandlungen wurde dabei tschechischerseits mit den schlimmsten Fälschungen gearbeitet, deren bedeutsamste das berühmte „Memoire III“, ein Werk des jetzigen tschechischen Staatspräsidenten Dr. Benesch, ist. So wird darin behauptet, dass die von der österreichischen Volkszählung ermittelte Zahl der Deutschen um eine Million zu hoch sei. Im Jahre 1910 lebten in Böhmen 2.467.724, in Mähren 719.435 und in Oesterreichisch-Schlesien 325.523 Deutsche. Die erste tschechoslowakische Volkszählung vom Jahre 1927 ermittelte aber in der gesamten Republik wieder 3.123.624 Deutsche, wobei zu berücksichtigen ist, dass die Deutschen durch den Krieg weit mehr gelitten hatten als die Tschechen. Verhältnismässig sind fast doppelt so viel Deutsche gefallen als Tschechen. Bei der Volkszählung im Jahre 1930 wurden 3.231.688 Deutsche gezählt, davon 2.270.943 in Böhmen, 799.995 in Mähren und Schlesien, 147.501 in der Slowakei und 13.249 in Karpathenruthenien.

Die Tschechen arbeiten in ihrer Auslandspropaganda gern mit dem Argument, dass das Deutschum in der Tschechoslowakei kein zusammenhängendes Gebiet bewohne und dass es deshalb 1918 gar keine andere Möglichkeit gegeben hätte, als diese Deutschen der Tschechoslowakei einzuverleiben. Dies trifft aber nur dann zu, wenn man die Tschechoslowakei als im luftleeren Raum stehend betrachtet. Tatsächlich bilden aber die Sudetendeutschen, von einigen Sprachinseln (Schönheingst, Iglau, Brünn) abgesehen, die direkte Fortsetzung der angrenzenden reichsdeutschen Stämme (Bayern, Sachsen, Schlesien).

So betrachtet, stellen die Tschechen eigentlich nur eine Sprachinsel im großen deutschen Ranne dar.

Eines der Hauptargumente gegen den Anschluss der sudetendeutschen Gebiete an Deutschland auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker war, dass dieser zu einem wirtschaftlichen Zusammenbruch dieser Gebiete führen würde. Sehen wir also nach, ob dieser Zusammenbruch vermieden worden ist. Das überwiegend deutsche Nordböhmen war vor dem Kriege der Hauptsitz der gesamten österreichisch-ungarischen Industrie. Die dort erzeugten Waren fanden ihren Absatz ohne Zollschranken von Eger bis an die Adria, von Lemberg bis nach Tirol. Durch die Zerschlagung der Donaumonarchie verlor die sudetendeutsche Industrie mit einem Schlage rund drei Viertel ihres Inlandabsatzes. Der Leidtragende war natürlich in erster Linie der sudetendeutsche Arbeiter, der nicht wie mancher Industrielle ins Ausland abwandern konnte. Immerhin gelang es der Tatkraft der sudetendeutschen Industriellen

im ersten Jahrzehnt des Bestehens der Tschechoslowakischen Republik, ihren Erzeugnissen wieder genügenden Absatz zu sichern, um allen ihren Arbeitern Arbeit und Brot zu geben. Da brach seit dem Jahre 1930 die sog. Weltwirtschaftskrise in verschärfter Form über sie herein. Wieder wurden die Deutschen in weit stärkerer Masse davon betroffen als die Tschechen, die einen grösseren Anteil der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung stellen. Ein Betrieb nach dem anderen musste seine Pforten schliessen, und Konkurs folgte auf Konkurs. Von 1930 bis 1934 wurden in der Tschechoslowakei 6.219 Konkurse und 18.981 Ausgleichsverfahren eröffnet mit insgesamt 2.004.926.000 Kc Passiva und 1.122.030.000 Kc Aktiva beziehungsweise 6.913.595.000 Kc Passiva und 4.230.367.000 Kc Aktiva. Betrachtet man die Gesamtsummen der 25.200 Konkurse und Ausgleichs, so ergibt sich, dass rund 88.918 Millionen Kc Passiven 5.352 Millionen Aktiva gegenüberstehen, d. h. dass innerhalb von fünf Jahren die uneinbringliche private Verschuldung 3,5 Milliarden Tschechenkronen betrug. (Siehe dazu Kurt Vorbach: 200.000 Sudetendeutsche zuviel)

Selbstverständlich sind in diese Zahlen auch

Die Arbeitslosigkeit in den sudetendeutschen Gebieten mehr als doppelt so stark ist, als in den tschechischen.

Im März 1937 waren von 1000 Einwohnern der Republik 42,6 arbeitslos, in den deutschen Gebieten (in solchen, deren Einwohnerschaft nach der letzten Volkszählung mehr als 50 Prozent Deutsche aufweist) 71,9, in den tschechischen dagegen nur 34,9.

Unter den 12 Bezirken mit der grössten Arbeitslosigkeit sind lediglich zwei tschechische Bezirke, unter den 12 Bezirken mit der geringsten Arbeitslosigkeit nicht ein einziger deutscher!

Bei dieser ungeheuren Arbeitslosigkeit unter der deutschen Bevölkerung ist noch die geringfügige Unterstützung zu bedenken, die den Arbeitslosen von Staats wegen zuteil wird. In der Tschechoslowakei wird die Arbeitslosenunterstützung nach dem sog. „Genter System“ verteilt, d. h. der Staat zahlt den Gewerkschaften einen gewissen Beitrag zur Unterstützung ihrer erwerbslosen Mitglieder. Auf diese Weise wird nur etwa ein Viertel aller Arbeitslosen ordnungsgemäss unterstützt. Diese Unterstützung betrug im Jahr 1935 2,45 Kc je Tag und Kopf. Alle nicht gewerkschaftlich Organisierten erhalten dagegen keinerlei Arbeitslosenunterstützung und sind lediglich auf die sog. „staatliche Ernährungsaktion“ angewiesen. Danach bekommt ein lediger Arbeitsloser in der Woche Nahrungsmittelgutscheine in Höhe von 10 Kc, Verheiratete in Höhe von 20 Kc. Zum Vergleich sei erwähnt, dass ein Kilogramm Brot im Durchschnitt 2,40 Kc, ein Kilogramm Butter 24 Kc kostet.

Bedenkt man nun, dass die Sudetendeutschen planmässig von ihren Arbeitsplätzen verdrängt werden, so ist es sicher nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, dass das Sudetendeutschum von Staatswegen allmählich, aber sicher zum Aussterben gebracht werden soll. Schon heute wirkt sich diese unmenschliche Politik bei einer Betrachtung der Geburtenziffern aus. Im Jahre 1935 hatten die dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen nur mehr einen Geburtenüberschuss von 1857 Köpfen zu verzeichnen. Diese niedrige Zahl wurde einerseits durch das ständige Absinken der Geburtenzahlen und andererseits durch ein Ansteigen der Sterbeziffern erreicht. Ueber den durch die wirtschaftliche Not bedingten katastrophalen Geburtenrückgang von 1925 bis 1935 beläuft im einzelnen folgende Uebersicht:

Auf 1000 Einwohner kamen Lebendgeborene:	1925	1930	1935
Landschaft	26,64	24,84	21,84
Böhmerwald	25,02	21,40	18,12
Westböhmen	22,13	19,84	13,97
Egerland	25,01	19,21	12,38
Erzgebirge	24,77	22,66	15,81
Saazerland	22,20	17,73	11,65
Braunkohlengebiet	17,70	15,92	11,06
Elbegau	20,50	18,87	14,22
Polzenland	16,15	14,60	11,67
Niederland	13,69	12,40	8,92
Jescken-Iseregebirge	19,88	16,82	13,35
Ostböhmen	21,69	18,38	16,42
Schönheingstgau	22,58	19,59	15,38
Nordmähren	24,46	22,09	16,92
Westschlesien	20,69	19,36	14,54
Odergau	24,30	22,04	16,67

Sind dies die Ergebnisse der deutschfeindlichen tschechischen Innenpolitik, so soll zum Schluss auch die für die Deutschen ebenso verhängnisvolle Aussenpolitik der tschechischen Regierung kurz betrachtet werden. Schon mit der widersinnigen Schaffung der Tschechoslowakei hatte diese gewissermassen die Verpflichtung auf sich genommen, stets einen deutschfeindlichen Keil im deutschen Raume

die tschechischen Geschäftszusammenbrüche mit eingerechnet, doch bei dem weit stärkeren industriellen Anteil der sudetendeutschen Bevölkerung würde die deutsche Privatwirtschaft unverhältnismässig stärker betroffen als die tschechische. Ganz besonders verschlechterte sich aber die Lage der deutschen Industrie und damit des deutschen Arbeiters in der Tschechoslowakei, als der tschechische Staat vor einigen Jahren daran ging, planmässig einen Industriebetrieb nach dem anderen ins tschechische Gebiet zu verlegen. Obwohl eine ausserordentlich leistungsfähige Industrie im sudetendeutschen Gebiet bereits bestand, wurden mit einem ungeheuren Aufwand staatlicher Gelder im tschechischen Gebiet neue Industriebetriebe aufgebaut. Nebenher läuft eine systematische Vernachlässigung der deutschen Industrie bei Staatsaufträgen. Werden aber trotzdem einmal Staatsaufträge an deutsche Firmen vergeben, so macht man ihnen die Anstellung tschechischer Arbeiter zur Bedingung, wie dies in dem sog. Staatsverteidigungsgesetz sogar gesetzlich festgelegt worden ist. Der Leidtragende ist auch dabei wieder in erster Linie der deutsche Arbeiter. So ist es zu erklären, dass

zu bilden. Die Tschechoslowakei ist dieser Aufgabe auch stets treu geblieben. Noch verhängnisvoller wurde diese Entwicklung durch den Abschluss des Militärbündnisses mit der Sowjetunion im Jahre 1935. Alles Ableugnen der tschechischen Auslandspropaganda kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass damit im Ernstfalle den Sowjetfliegern die tschechoslowakischen Flugplätze zur Verfügung stehen würden, von denen aus die wichtigsten deutschen Grossstädte in wenigen Minuten zu erreichen wären.

Somit wird die Tschechoslowakei geradezu zu einem Sprungbrett des Bolschewismus nach Mittel- und Westeuropa.

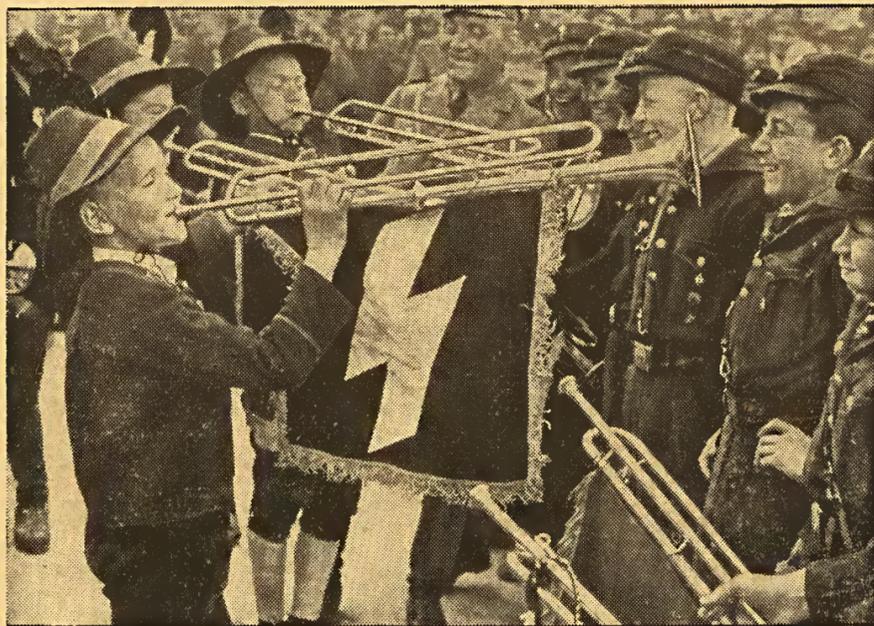
Welche Ausmasse die sowjetfreundliche Propaganda in der Tschechoslowakei erreicht, geht, um nur ein Beispiel herauszugreifen, daraus hervor, dass das amtliche Blatt der tschechoslowakischen Nationalkirche am 11. Februar 1937 schreiben konnte, in der Sowjetunion sei während zwanzig Jahren mehr vom Christentum verwirklicht worden, als sämtliche christlichen Kirchen in zweitausend Jahren erreicht hätten!

Was die Tschechoslowakei heute treibt, ist Katastrophpolitik schlimmster Art. Sie hat es bewusst versäumt, Anschluss an Deutschland zu suchen, sondern versucht heute noch durch ihre verhängnisvolle Bündnispolitik, ihre schwankende Zukunft auf einen neuen Zusammenbruch Deutschlands aufzubauen. Damit wird sie zu einer Gefahr nicht nur für Deutschland, sondern für den Weltfrieden überhaupt und die gesamte abendländische Kultur! Bei dieser gegen das Deutschum gerichteten Politik betrachtet sie die Sudetendeutschen gewissermassen als Geiseln, die zuerst zwischen den Fronten zerrieben werden müssen.

Doch Druck erzeugt Gegendruck. Die unsagbare tschechische Bedrückung und nicht zuletzt der Eindruck, den der deutsche Wiederaufstieg seit 1933 auf das gesamte Auslandsdeutschum gemacht hat, hat das Sudetendeutschum, das früher in unzählige Parteien zersplittert war, zu einer geschlossenen Front zusammengeschweisst. Bei den Parlamentswahlen im Mai 1935 erlangte die „Sudetendeutsche Partei“ unter der Führung Konrad Henleins 1.249.530 Stimmen und wurde damit zur stärksten Partei des ganzen Staates. In freiwilliger Entscheidung haben sich rund siebzig vom Hundert des Sudetendeutschums zu dieser nationalen Einigungsbewegung bekannt. Mögen auch zeitweilig, wie dies bei einer so grossen und so rasch aufgebauten Bewegung nicht anders zu erwarten ist, noch ideologische Auseinandersetzungen stattfinden, so ist doch zu hoffen und zu erwarten, dass die guten Kräfte zum Durchbruch kommen werden. Auf jeden Fall ist heute die „Sudetendeutsche Partei“ ein Faktor, der nicht mehr zu übersehen ist, auch wenn die Tschechen ihre gegenwärtigen „Ausgleichsverhandlungen“ bewusst mit einigen unbedeutenden Splitterparteien führen. Es wird einmal die Zeit kommen müssen, wo die Weltöffentlichkeit auf die ungläublichen Verhältnisse in der Tschechoslowakei aufmerksam wird und wo die Tschechen erkennen werden müssen, dass sie es bei den Sudetendeutschen nicht mit irgendeiner kleinen Minderheit, sondern mit einem Teil der ihnen zehnfach überlegenen grossen deutschen Nation zu tun haben.

Rudolf Urban.

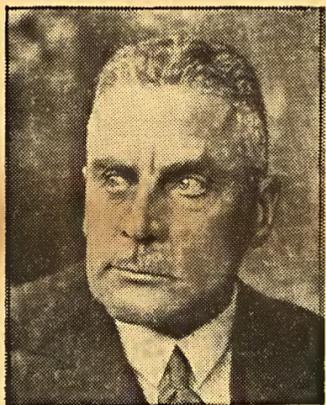
◆ DIE BILDER DER WOCHE ◆



Tiroler Buben und Saarbrücker Pimpfe haben Freundschaft geschlossen. Stolz versuchen sie sich auf den Fanfaren, dann nicht mehr lange wird es dauern, dann werden sie auch eingereiht in die große Gemeinschaft der Hitler-Jugend.



Hilfszug „Bayern“ in Wien. — Der Hilfszug „Bayern“ bei seiner segensreichen Tätigkeit im Arbeiterviertel Ottakring.



Wichtige Ernennungen im Auswärtigen Amt: Staatssekretär v. Mackensen wurde zum Botschafter in Rom ernannt.



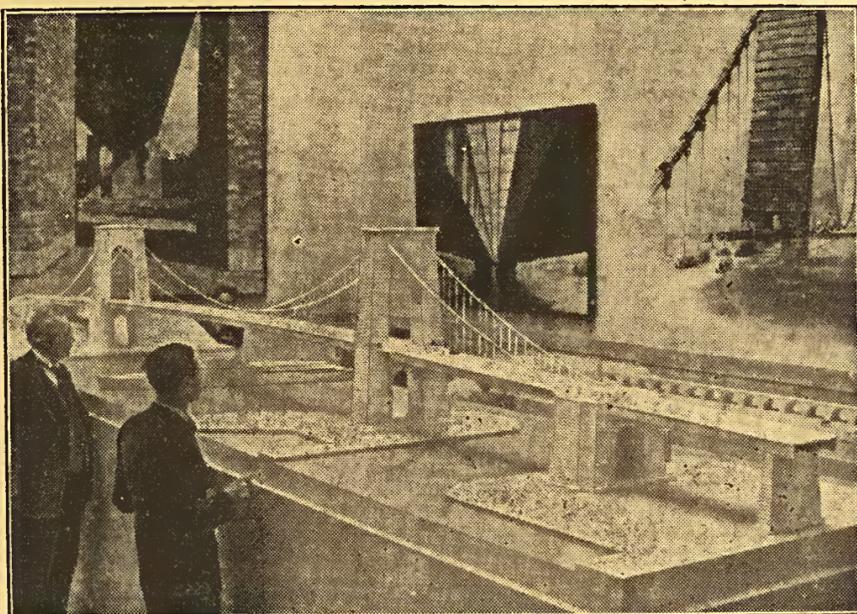
Der Führer auf seiner Fahrt durch Oesterreich.



Botschafter v. Dirksen, der bisher Botschafter in Tokio war, wurde zum Botschafter in London ernannt.



In dreissig Stunden von Bagdad nach Berlin. — Die Ankunft des ersten Passagierflugzeuges aus Bagdad auf dem Flughafen Tempelhof. In dreissig Stunden wurde die Strecke bewältigt.



Das Modell der geplanten Hamburger Elbbrücke auf der ersten deutschen Architektur- und Kunsthandwerk-Ausstellung in München. — Unser Bild zeigt das Modell nach einem Entwurf von Paul Bonatz.



Die Rettungstat der „Wilhelm Gustloff“. — Die von dem englischen Frachtdampfer „Pegaway“ ausgesandten SOS-Rufe veranlassten das Flaggschiff der KdF-Flotte, „Wilhelm Gustloff“, zu Hilfe zu eilen. — Die Mannschaft des Ruderbootes geht mit den Geretteten unter grossen Schwierigkeiten wieder an Bord.



Die Führerin der Frauenschaft der Falange in Berlin. — Auf Einladung der Reichsfrauenführerin Frau Scholz-Klink und des BdM weilt zurzeit die Führerin der nationalspanischen Falange Frau Pilar Primo de Rivera in Berlin, um die Einrichtungen der Frauenschaft und des BdM zu studieren. Unser Bild zeigt die nationalspanischen Gäste in der Berliner Reichsmutterschule

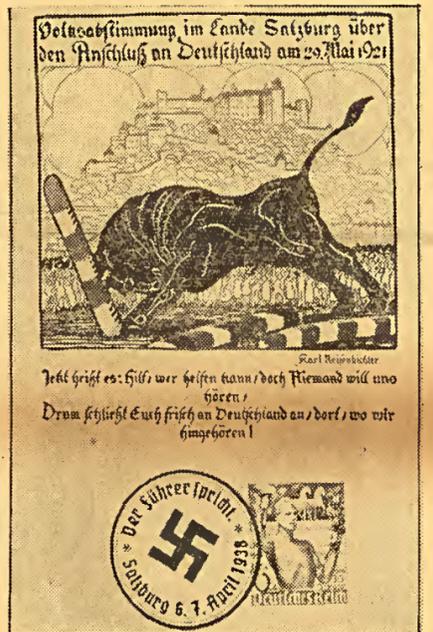
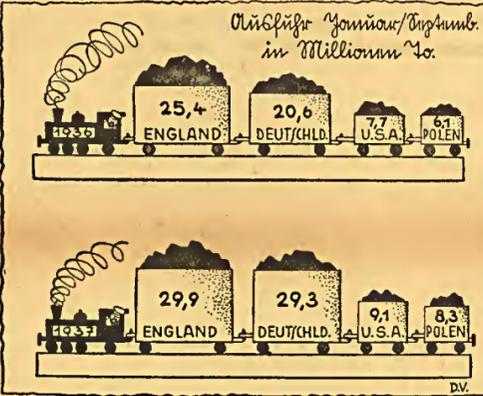


Vor zweihundertfünfzig Jahren starb der Grosse Kurfürst. Vor zweihundertfünfzig Jahren, am 9. April, starb im Stadtschloss in Potsdam, das er 1667 bis 1682 erbauen liess, Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst. — Unter seiner Regierung stieg die Einwohnerzahl Berlins von 6000 auf 20 000. — Er war der Schöpfer eines stehenden Heeres und der Gründer einer Flotte und afrikanischer Kolonien.

Die deutsche Kohle im internationalen Wettbewerb.

Die ungleichmässige Verteilung der Kohlenlager über die Erde bringt es mit sich, daß der internationale Kohlenhandel für die Entwicklung der Weltwirtschaft von grösster Bedeutung ist. Bisher war noch immer England der grösste Kohlenlieferant der kohlenarmen Staaten. Im Jahre 1937 hat nun erstmalig Deutschland ungefähr gleichviel Kohlen ausgeführt wie England, und in weitem Abstande folgen dann erst die Vereinigten Staaten und Polen. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß Deutschland durch die geordnete Wirtschaftsführung immer mehr in der Lage ist, systematisch neue Absatzmärkte zu gewinnen und so die Devisen herbeizuschaffen für diejenigen dem Auslande braucht, um die Rohstoffversorgung sicherzustellen.

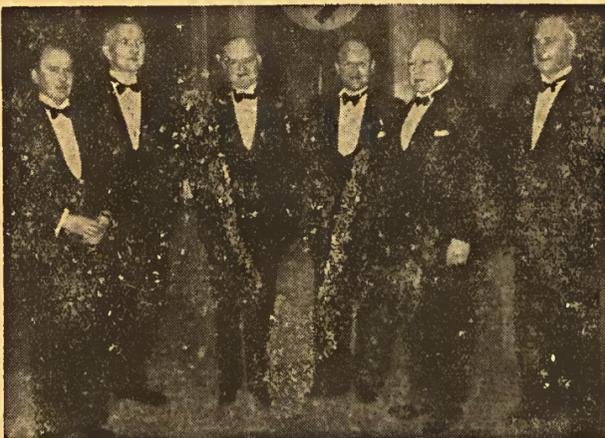
Leistungsfähigkeit der „Kohlemann“



Die offizielle Abstimmungskarte des Landes Salzburg.

Aus Anlass der Rede des Führers in Salzburg wurde eine offizielle Abstimmungskarte herausgegeben, die an die Volksabstimmung im Lande Salzburg im Jahre 1921 über den Anschluss an Deutschland erinnert. Diese Abstimmung wurde bekanntlich in den anderen Bundesländern unter dem Druck der Bajonette der Entente abgeblasen. — Die Karten erhalten den Stempel: „Der Führer spricht“, Salzburg.

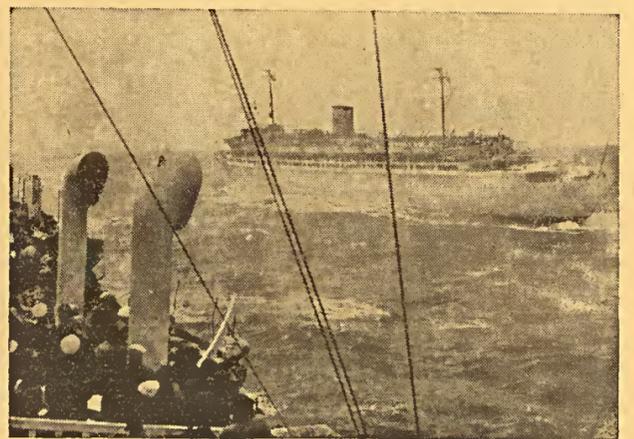
Die Vereinigung Carl Schurz veranstaltete zu Ehren des früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, Herbert Hoover, einen Empfang, an dem u. a. Reichsbankpräsident Dr. Schacht teilnahm. Unser Bild zeigt von links nach rechts den amerikanischen Botschafter Hugh Wilson, Dr. Schacht, Expräsident Hoover, den Vizepräsidenten der Vereinigung Carl Schurz, Dr. Dräger, und Staatsrat Dr. v. Stauss.



Das KdF-Schiff „Wilhelm Gustloff“ begrüsst die heimkehrende KdF-Flotte. — Das Arbeiter-Urlauberschiff „Wilhelm Gustloff“ trifft in der Nordsee die beiden aus dem Mittelmeer heimkehrenden KdF-Schiffe „Der Deutsche“ und „Sierra Córdoba“. Kurz vorher konnte die „Wilhelm Gustloff“ im Sturm die 19 Mann starke Besatzung des untergehenden englischen Frachters „Pegaway“ retten.



Die Führerin der Frauenschaft der nationalspanischen Falange in Berlin. — Hinrich Medau gibt der nationalspanischen Frauenführerin Erklärungen über seine Tätigkeit für die gymnastische Arbeit des BdM-Werkes „Glaube und Schönheit“. Unser Bild zeigt von links nach rechts: Die Sekretärin der Frauenführerin, Duquesa de Tatuán, die Delegierte des Aussenbüros der Falange, Maria Josefa Vinamata, die Frauenführerin Pilar Primo de Rivera und die Beauftragte für das BdM-Werk „Glaube und Schönheit“, Obergauführerin Clementine zu Castell.



48 Millionen Deutsche stimmten für Adolf Hitler

Der 10. April 1938
in sprechenden Zahlen

813 Abgeordnete im Großdeutschen Reichstag — Gewaltige Anteilnahme des Auslandsdeutschtums an der Wahl

(Eigene Meldung)

Berlin, 12. April

Das vorläufige amtliche Ergebnis der Volksabstimmung und der Wahl zum Grossdeutschen Reichstag vom 10. April 1938, das der Reichswahlleiter bekanntgegeben hat, gliedert sich in drei Abschnitte:

1. Das Ergebnis der Volksabstimmung in Oesterreich,

2. Das Ergebnis der Volksabstimmung im alten Reichsgebiet, aufgeteilt in 35 Wahlkreise zuzüglich der Stimmen der reichsdeutschen Stimmberechtigten in Oesterreich und an Bord deutscher Schiffe.

3. Das Ergebnis der Wahl zum Grossdeutschen Reichstag.

Das Ergebnis der Volksabstimmung in Oesterreich

Für die Liste des Führers: 4.443.208
Gegen die Liste des Führers: 11.807
Gesamtzahl der ungültigen Stimmen: 5.763
Gesamtzahl d. abgeg. Stimmen: 4.460.778
Gesamtzahl der Stimmberechtigten: 4.474.138
Zahl der Ja-Stimmen in Prozent: 99,73
Zahl der abgegebenen Stimmen in Prozent: 99,70

Das Ergebnis der Volksabstimmung im alten Reichsgebiet

Für die Liste des Führers: 44.362.667
Gegen die Liste des Führers: 440.429
Zahl der ungültigen Stimmen: 69.606
Gesamtzahl d. abgeg. Stimmen: 44.872.702
Gesamtzahl der Stimmberechtigten: 45.073.303
Zahl der Ja-Stimmen in Prozent: 99,02
Zahl der abgegebenen Stimmen in Prozent: 99,55

Höchste Wahlbeteiligung der Auslandsdeutschen

(Eigene Meldung)

Berlin, 12. April

An der Volksabstimmung zum 10. April beteiligte sich das Auslandsdeutschtum in einem bisher noch nicht gekanntem Ausmass. Durch die Erweiterung der Wahlzeit vom 1. bis zum 15. April an Bord deutscher Schiffe waren zahlreiche Möglichkeiten zur Abstimmung für die Auslandsdeutschen und Auslandsösterreicher geschaffen. In allen fünf Erdteilen fanden an Bord deutscher Schiffe Abstimmungen statt, und häufig genug hatten die stimmberechtigten Volksgenossen lange Reisen, Strapazen und Schwierigkeiten aller Art auf sich zu nehmen. Dies alles hinderte sie nicht, ihr Bekenntnis zum Führer und zum Grossdeutschen Reich abzulegen. Aus zahlreichen Ländern waren Gemeinschaftsfahrten organisiert, damit die Stimmberechtigten Gelegenheit hatten, einen Hafentort zu erreichen, wo ein deutsches Schiff vor Anker gehen konnte.

Für die im europäischen Ausland lebenden Reichsdeutschen und Deutschösterreicher hatte der Wahlausschuss der Auslandsorganisation der NSDAP zahlreiche Sonderzüge ins Reichsgebiet zusammengestellt, damit diese Volksgenossen in den deutschen Grenzorten abstimmen konnten.

Diejenigen Volksgenossen in Uebersee, die trotz der verlängerten Wahlzeit an Bord deutscher Schiffe keine Möglichkeit zur Abstimmung hatten, vereinigten sich am 10. April in riesigen Treuekundgebungen, um wenigstens auf diese Weise ihre Verbundenheit mit dem Grossdeutschen Reich zum Ausdruck zu bringen.

Das vorläufige Ergebnis der Abstimmungen von Auslandsdeutschen und Auslandsösterreichern bis einschliesslich 10. April, zeigt eine Beteiligung, die die Wahl im Jahre 1936 um ein Vielfaches übersteigt. An den Wahlen in deutschen Grenzorten, die als Hauptwahlorte angegeben waren, beteiligten sich insgesamt 54.892 Volksgenossen, von denen

Das Ergebnis der Wahl zum Großdeutschen Reichstag

Für die Liste des Führers: 48.751.587
Gegen die Liste des Führers: 452.170
Zahl der ungültigen Stimmen: 75.347
Gesamtzahl der abgeg. Stimmen: 49.279.104
Gesamtzahl der Stimmberechtigten: 49.493.028
Zahl der Ja-Stimmen in Prozent: 99,08
Zahl der abgegebenen Stimmen in Prozent: 99,57

Aus dem Ergebnis der Wahl zum Grossdeutschen Reichstag geht hervor, dass die neue deutsche Volksvertretung aus insgesamt 813 Abgeordneten bestehen wird.

Bei dem stolzen Ergebnis der Volksabstimmung und Wahl am 10. April sind vor allem die Stimmen der Auslandsdeutschen bemerkenswert, die in bisher noch nie dagewesener Zahl in den Grenzorten und auf deutschen Schiffen in allen Teilen der Welt ihrer Wahlpflicht genügten. In den Hauptwahlorten an den Grenzen stimmten nach den bisherigen Meldungen rund 54.892 Volksgenossen aus den Nachbarländern des Grossdeutschen Reiches ab, während nach den bisher vorliegenden Abstimmungsergebnissen von deutschen Schiffen 41.511 Volksgenossen an der Wahl teilnahmen. Noch stehen die Endergebnisse einer grossen Anzahl von Schiffen aus, zumal auf deutschen Schiffen noch bis zum 15. April gewählt werden konnte. Das Ergebnis vom 10. April hat gezeigt, dass die Volksabstimmung die grösste Mobilmachung des Auslandsdeutschtums und ein unvergleichliches Treuebekenntnis zum Grossdeutschen Reich und seinem Führer Adolf Hitler war.

54.401 mit Ja stimmten und 385 mit Nein, während 106 Stimmen ungültig waren. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass noch viele Tausende von Volksgenossen jenseits der Grenzen in anderen Wahlorten abstimmten, die jedoch nicht besonders erfasst wurden, weil für sie keine getrennten Wahllokale eingerichtet waren.

Die Wahl von Auslandsdeutschen einschliesslich Oesterreicher an Bord deutscher Schiffe brachte bisher folgendes Ergebnis:

In europäischen Hafenstädten hatten die Auslandsdeutschen Gelegenheit, an Bord von 21 deutschen Schiffen ihre Stimme abzugeben. Diese Abstimmungen erbrachten bei einer Gesamtbeteiligung von 31.577 Volksgenossen 30.747 Ja-Stimmen, 571 Nein-Stimmen und 259 Stimmen waren ungültig.

Von verschiedenen Häfen Asiens gingen 7 Schiffe ausserhalb der Dreimeilenzone, die insgesamt 3.528 Stimmberechtigte an Bord hatten. Von diesen stimmten 3.485 mit Ja, 32 mit Nein, und 11 Stimmen waren ungültig.

Die Deutschen in Afrika konnten bisher auf zwei deutschen Dampfern mit einer Gesamtzahl von 901 ihre Stimmen abgeben. Davon lauteten 887 auf Ja, 9 auf Nein, und 5 Stimmen waren ungültig.

Von den Hafenplätzen Latein-Amerikas gingen insgesamt fünf deutsche Schiffe in See, die eine Gesamtzahl von 5.032 Stimmberechtigten an Bord hatten. Von diesen stimmten 4.941 mit Ja und 48 mit Nein, während 43 Stimmen ungültig waren.

In Australien stimmten auf drei deutschen Schiffen insgesamt 473 Volksgenossen ab, davon 472 mit Ja, und einer mit Nein.

Bei diesen Zahlen handelt es sich jedoch nur um ein Teilergebnis, denn bekanntlich hatten die Auslandsdeutschen, die auf deutschen Schiffen abstimmten, Gelegenheit, ihre Stimme noch bis zum 15. April einschliesslich abzugeben.

Einzelresultate der Wahl der Auslandsdeutschen

Abstimmungen in deutschen Grenzorten und auf deutschen Schiffen

Zahlreiche Treuekundgebungen

(Eigene Meldung)

Berlin, 12. April

Von der Wahl der Auslandsdeutschen, die sich in nie gekanntem Masse an der Volksabstimmung beteiligten, liegen bisher folgende Einzelresultate vor:

Abstimmungen in deutschen Grenzorten

Auslandsdeutsche in den Nachbarländern des Grossdeutschen Reiches stimmten zum grössten Teil in den deutschen Grenzorten ab, wohin sie in Sonderzügen und in Gemeinschaftsfahrten mit allen möglichen Verkehrsmitteln gelangten.

In Kleeve stimmten rund 15.000 Auslandsdeutsche aus Holland ab. In 19 Sonderzügen und mehr als 120 Autobussen und zahlreichen anderen Verkehrsmitteln waren sie über die Grenze gekommen. Nach der Stimmgabe fand eine Kundgebung statt, die wohl eine der grössten Versammlungen von Auslandsdeutschen auf Reichsgebiet an diesem Tage war.

Beteiligung: 15.805, davon Auslandsdeutsche 10.871 und Oesterreicher 4934.

In Aachen trafen die Abstimmungsberechtigten in fünf Sonderzügen aus Südholland und in zwei Sonderzügen aus Belgien ein, und zwar aus Brüssel und Antwerpen insgesamt 6.581. Im Krönungssaal des Rathauses der alten Reichsstadt wurden die Auslandsdeutschen willkommen geheissen.

Beteiligung: 6.581, Auslandsdeutsche Ja: 5.713, Nein: 30. Oesterreicher Ja: 835, Nein: 3.

In Trier gingen unter Vorantritt einer Militärkapelle mehrere Tausend Reichsdeutsche aus Luxemburg zur Wahlurne. Bei ihrem Eintreffen auf dem Bahnhof wurden sie vom Landesgruppenleiter, vom deutschen Gesandten in Luxemburg und von Vertretern der Stadt Trier willkommen geheissen. In grosszügiger Weise war für Unterbringung und Verpflegung der auslandsdeutschen Wähler gesorgt.

In Saarbrücken wählten die Reichsdeutschen aus Frankreich in einem eigens für sie errichteten Wahllokal. In drei Gruppen, von denen eine schon am Sonnabendnachmittag in Saarbrücken eintraf, waren sie in die Hauptstadt des Saarlandes gekommen. Unter ihnen befanden sich auch 120 Arbeiter, die beim Abbruch des deutschen Pavillons der Weltausstellung in Paris beschäftigt sind.

Beteiligung: 657, Auslandsdeutsche Ja: 467, Oesterreicher Ja: 190.

In Lörrach stimmten die Reichsdeutschen aus der Nord- und Westschweiz. In zwei getrennten Wahllokalen erfolgte die Abstimmung.

Beteiligung: 3.279, Ja: 3.193, Nein: 60, Ungültig: 26.

In Waldsassen, dem kleinen sächsischen Grenzstädtchen, stimmten über 3000 Deutsche aus Eger, Karlsbad und Marienbad ab. Die Begrüssung dieser Auslandsdeutschen und Deutschösterreicher durch die einheimische Bevölkerung und die Behörden war hier besonders herzlich.

Beteiligung: 3.330, Ja: 3.326, Nein: 4.

In Zittau gingen ebenfalls Abstimmungsberechtigte aus der Tschechoslowakei, die in Gemeinschaftsfahrten über die Grenze gekommen waren, zur Wahlurne.

Beteiligung: 2.729, Auslandsdeutsche: 1.517, Ja: 1.509, Nein: 8, Oesterreicher Ja: 1.203, Nein: 13.

In Säckingen wählten ebenfalls die Stimmberechtigten aus der benachbarten Schweiz.

Beteiligung: 1.298, Auslandsdeutsche Ja: 966, Nein 3, Oesterreicher Ja 321, Nein 8. In Klingenthal stimmten sämtliche 224

Auslandsdeutsche und 144 Oesterreicher mit Ja!

In Hainburg an der Donau, wohin die Auslandsdeutschen aus Pressburg mit zwei Donaudampfern gekommen waren, herrschte am Wahltag Hochbetrieb.

Beteiligung: 1244, Auslandsdeutsche Ja 221, Nein 1, ungültig 1, Oesterreicher Ja 1.017, Nein 2, ungültig 2.

In Zinnwald, wo auch wieder hauptsächlich Auslandsdeutsche aus der Tschechoslowakei ihrer Wahlpflicht genügten, fanden begeisterte Kundgebungen für die Auslandsdeutschen statt.

Beteiligung: 1.861, Auslandsdeutsche Ja 1.154, Nein 8, Oesterreicher Ja 697, Nein 1.

In Beuthen gingen die Reichsdeutschen aus Ostoberschlesien zur Wahlurne. Die Stadt in der äussersten Südostecke des Reiches hatte festlichen Flaggenschmuck angelegt. Die Abstimmungsberechtigten wurden an der Grenze mit Musik empfangen und zum Stimmlokal geleitet. Kameradschaftsabende vereinten die Gäste mit der örtlichen Bevölkerung.

Beteiligung: 1.114, Auslandsdeutsche Ja 658, Nein 2, Oesterreicher Ja 451, Nein 3, ungültig 2.

In Breslau trafen die Auslandsdeutschen aus Warschau und Lodz mit Sonderzug ein. Beteiligung: 948, Ja 946, Nein 1, Ungültig 1.

In Deutsch-Eylau, der ostpreussischen Grenzstadt, stimmten sämtliche 1.036 Auslandsdeutsche und Deutschösterreicher mit Ja!

In Schneidemühl stimmten die Deutschen aus dem Bezirk Posen—Westpreussen und Thorn ab.

Beteiligung: 1.445, alle mit Ja! 24 Oesterreicher Ja!

In Tilsit wählten die Reichsdeutschen aus dem Memelgebiet und den baltischen Staaten. Zum Teil waren sie in vielstündiger Bahnfahrt aus Lettland und Litauen gekommen, um ihrer Wahlpflicht zu genügen.

Beteiligung: 1.960, Auslandsdeutsche Ja 1.959, Nein 1.

In Eydtkuhnen traf ebenfalls eine Gruppe Reichsdeutscher aus Lettland und Litauen ein.

Beteiligung: 230, Ja 230!

In Innsbruck, wo die Deutschen aus Norditalien und in Italien lebende Oesterreicher abstimmten, war von der Auslandsorganisation der NSDAP grösste Vorsorge zur reibungslosen Abwicklung der Wahl getroffen worden.

Beteiligung: 4.923, Auslandsdeutsche und Auslandsösterreicher Ja 4.865, Nein 47, Ungültig 11.

In Klagenfurt stimmten die Auslandsdeutschen aus dem benachbarten Jugoslawien und anderen Balkanländern ab.

Beteiligung: 2.403, Ja 2.381, Nein 13, Ungültig 11.

In Graz traf ein Sonderzug der Landesgruppe Jugoslawien mit rund 3.000 Abstimmungsberechtigten unter Führung von Landesgruppenleiter Generalkonsul Neuhausen ein. Zum Teil waren ganze Familien gekommen, um ihr Treuebekenntnis zum Führer abzulegen und ihre Kinder an dem gewaltigen Erlebnis des historischen Tages teilhaben zu lassen.

Beteiligung: 3.049, Ja 3.031, Nein 7, Ungültig 11.

In Villach wählten gleichfalls vorwiegend Stimmberechtigte aus Jugoslawien.

Beteiligung: 1.048, Ja 1.033, Nein 7, Ungültig 6.

In Wien trafen die ersten abstimmungsberechtigten Auslandsdeutschen und Auslandsösterreicher bereits am Sonnabend ein, wo sie mit unbeschreiblichem Jubel begrüsst wurden. Aus Ungarn und Mähren kamen die Sonderzüge auch noch im Laufe des Sonn-

tags an und wurden dank der Vorsorge der Beauftragten der Auslandsorganisation der NSDAP in mustergültiger Ordnung zum Abstimmungslokal geleitet und in Gemeinschaftsessen kostenlos verpflegt.

Insgesamt wurden von Auslandsdeutschen und Auslandsösterreichern in Oesterreich abgegeben 24.144 Stimmen. Davon stimmten Auslandsösterreicher ab 19.227, davon Ja 19.049, Nein 149, Ungültig 29. Auslands-

deutsche kamen 4.917 nach Oesterreich und stimmten 4.835 mit Ja, Nein 55, Ungültig 27.

Von diesen Auslandsdeutschen und Auslandsösterreichern kamen aus Ungarn 4.433, aus der Tschechoslowakei 3.480, aus Italien 6.225, aus Jugoslawien 4.160, aus der Schweiz 3.552. Aus anderen Ländern kamen 2.291 Abstimmende.

reicher 513, Ja 483, Nein 25, Ungültig 5.

Aus einer Reihe anderer aussereuropäischer Häfen ergibt sich folgendes Bild:

Asien:

Aus dem Irak kamen die Deutschen in Bagdad zusammen, um an Bord des Dampfers „Lindenfels“ abzustimmen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Auslandsösterreicher zusammen 73, Ja 73.

Aus Palästina begaben sich die Deutschen nach Haifa, um an Bord eines deutschen Schiffes zu wählen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 1.180, Ja 1.173, Nein 6, Ungültig 1. Oesterreicher 53, Ja 52, Nein 1.

Aus Britisch-Indien kamen die Deutschen nach Bombay und Kalkutta, um auf deutschen Schiffen ihre Stimme abzugeben. Unter ihnen befand sich eine Gruppe von Volksgenossen, die einen Reiseweg von 2000 km bis zum Hafen zurückzulegen hatte, die aber diese Strapazen auf sich nahm, um dem Führer ihre Stimme geben zu können.

Beteiligung in Bombay: Auslandsdeutsche 271, Ja 266, Nein 3, Ungültig 2. Auslandsösterreicher 23, Ja 23.

In Kalkutta: Auslandsdeutsche 195, Ja 194, Nein 1. Auslandsösterreicher 15, Ja 14, Nein 1.

Aus China kam ein grosser Teil der Stimmberechtigten nach Hongkong und Kanton, um an Bord des Dampfers „Friederich“ abzustimmen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 365, Ja 359, Nein 6. Auslandsösterreicher 9, Ja 8, Nein 1.

Latein-Amerika:

In Costa Rica, dem zweitkleinsten Staat Südamerikas, stimmten 277 Volksgenossen an Bord des Dampfers „Auckland“ ab.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Auslandsösterreicher zusammen 277, Ja 275, Ungültig 2.

In Brasilien boten sich für die zahlreichen stimmberechtigten Volksgenossen mehrere Möglichkeiten. Im Hafen von Victoria legte der Dampfer „Curityba“ an.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 94, Ja 93, Ungültig 1. Oesterreicher 8, Ja 8.

In Rio de Janeiro stand das Motorschiff „Monte Olivia“ für zwei Wahlgänge zur Verfügung. Zur Vorbereitung dieser Abstimmung gab die Landesgruppe der Auslandsorganisation der NSDAP eine Werbe-Postkarte heraus, die eine Skizze von Grossdeutschland zeigt, mit der Aufschrift „Ein Volk — ein Reich — ein Führer!“

Beteiligung: Auslandsdeutsche 3.288, Ja 3.229, Nein 31, Ungültig 28. Oesterreicher 631, Ja 605, Nein 16, Ungültig 10.

In Florianopolis stand der Dampfer „Bahia“ für die Abstimmung zur Verfügung.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 228, Ja 228. Oesterreicher 10, Ja 10.

Aus Guatemala versammelten sich die Deutschen an Bord des Dampfers „Patricia“.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Oesterreicher zusammen 252, Ja 252.

Aus Chile kam ein grosser Teil der Stimmberechtigten im Hafen von Valparaiso zusammen, wo das grösste deutsche Segelschiff „Privall“ vor Anker ging. Trotz schweren Unwetters, wobei während des Herausbugens aus dem Hafen zwei Schlepper schwer beschädigt wurde, wickelte sich die Wahlhandlung reibungslos ab, und die für die Organisation verantwortlichen Parteigenossen können auf diese Leistung besonders stolz sein.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 773, Ja 762, Nein 5, Ungültig 6. Oesterreicher 35, Ja 32, Nein 2, Ungültig 1.

Afrika:

Aus Ägypten kamen die stimmberechtigten Volksgenossen nach verschiedenen Hafenorten, an denen der Dampfer „General Steuben“ nacheinander anlegte. An der Abstimmung in Alexandrien nahmen auch die Eltern des Stellvertreters des Führers, Rudolf Hess, teil.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Oesterreicher zusammen 1.035, Ja 1.021, Nein 9, Ungültig 5.

In Suez ging weiter der Dampfer „Wattusi“ vor Anker, um die Stimmberechtigten aus der Umgebung aufzunehmen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 292, Ja 288, Nein 1, Ungültig 3. Oesterreicher 93, Ja 92, Nein 1.

In Südafrika konnte ein Teil der Volksgenossen in East London an Bord des Dampfers „Illmar“ abstimmen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Oesterreicher zusammen 71, Ja 71.

In Walfisch-Bay fand ebenfalls eine Abstimmung an Bord eines deutschen Schiffes statt.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Oesterreicher zusammen 856, Ja 855, Nein 1.

Aus Kamerun kamen die Volksgenossen in dem Hafenort Victoria, wo sie an Bord des Dampfers „Tico“ abstimmten, zusammen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Oesterreicher zusammen 196, Ja 195, Nein 1.

In Teneriffa hatten die dort ansässigen Volksgenossen die einzigartige Gelegenheit, an Bord des Schulschiffes „Horst Wessel“ der Reichskriegsmarine abstimmen zu können.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Oesterreicher zusammen 243, Ja 240, Nein 1, Ungültig 2.

Australien:

Die in Australien ansässigen Volksgenossen konnten in verschiedenen Hafenplätzen an Bord deutscher Schiffe wählen. So ging in Sydney der Dampfer „Neckar“ vor Anker.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 248, Ja 248. Oesterreicher 24, Ja 24.

In Auckland konnte an Bord des Seglers „Seeteufel“ von Graf Luckner abgestimmt werden. 27 Auslandsdeutsche und Oesterreicher gaben sämtliche Stimmen mit Ja ab.

Abstimmung auf deutschen Schiffen

In allen Teilen der Welt fanden an Bord deutscher Schiffe Abstimmungen statt, die insgesamt für die Zeit vom 1. bis 15. April möglich waren. Aus den bisher vorliegenden Ergebnissen sei folgendes erwähnt:

In Dänemark kamen die Deutschen zum Teil nach Kopenhagen und stimmten vor dem Hafen an Bord des Dampfers „Nordland“ ab.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 577, Ja 569, Nein 5, Ungültig 3. Auslandsösterreicher 44, Ja 43, Nein 1.

In Finnland wählten die Deutschen ebenfalls an Bord des Dampfers „Nordland“, der Helsinki anlief.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 1.088, Ja 1.078, Nein 10. Auslandsösterreicher 43, Ja 43.

Aus Estland kamen die Deutschen in Reval zusammen, wo der Dampfer „Nordland“ zur Verfügung stand, um auch auf dem Dampfer „Nordland“ abzustimmen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 428, Ja 424, Nein 4. Auslandsösterreicher 15, Ja 15.

In Schweden legte ein Kriegsschiff in Stockholm an, um den Deutschen die Möglichkeit zum Abstimmen zu geben.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Auslandsösterreicher zusammen 818, Ja 799, Nein 19.

In Nationalspanien stand in Bilbao das Kriegsschiff „Emden“ zur Verfügung.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Auslandsösterreicher zusammen 453, Ja 452, Ungültig 1.

Eine weitere Abstimmung in Sevilla auf einem Kriegsschiff hatte eine Beteiligung von insgesamt 660, Ja 657, Nein 2, Ungültig 1.

In Huelva ergab sich eine Beteiligung von insgesamt 71, Ja 70, Nein 1.

In Vigo stimmten die Deutschen auf dem Dampfer „Apollo“.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Auslandsösterreicher zusammen 176, Ja 175, Nein eine.

In La Coruna war die Beteiligung insgesamt 49, Ja 49.

In Malaga ergab sich eine Beteiligung von insgesamt 218, Ja 216, Nein 1, Ungültig 1.

Aus Italien stimmte ein grosser Teil der Volksgenossen in Genua ab, wo das Torpedoboot „Wolf“ mehrere Wahlfahrten machte.

Beteiligung: Deutsche und Deutschösterreicher zusammen 10.532, Ja 10.378, Nein 85, Ungültig 69.

Im Hafen von Gaeta nahm das Kriegsschiff „Admiral Scheer“ die Stimmberechtigten zu mehreren Fahrten an Bord. Bei einer dieser Fahrten ergab sich eine auffällig grosse Zahl von Nein-Stimmen, die sich damit erklärt, dass an ihr zahlreiche deutsche Geistliche aus Rom teilnahmen, die schon vor der Abstimmungshandlung eine betont feindliche Haltung zeigten.

Beteiligung: Deutsche und Oesterreicher zusammen 6.348, Ja 5.855, Nein 358, Ungültig 135.

Für Messina stand ebenfalls ein deutsches Kriegsschiff zur Verfügung.

Beteiligung 332, Ja 314, Nein 1, Ungültig 17.

Eine weitere Abstimmung in Bari wies eine Beteiligung von 100 Volksgenossen auf, die sämtlich mit „Ja“ stimmten.

Für Catania stand das Torpedoboot „Tiger“ zur Verfügung.

Gesamtbeteiligung 584, Ja 570, Nein 8, Ungültig 6.

In Rumänien standen für die stimmberechtigten Volksgenossen drei Dampfer für die Abstimmung von Konstanz aus zur Verfügung. Trotz grosser organisatorischer Schwierigkeiten wickelte sich diese Wahl in bester Ordnung ab.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 1.671, Ja 1.668, Nein 2, Ungültig 1. Auslandsösterreicher 1.347, Ja 1.340, Nein 7.

Aus Bulgarien kamen die stimmberechtigten Volksgenossen nach Burgas, um auf dem Dampfer „Thessalia“ abzustimmen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 379, Ja 379. Auslandsösterreicher 180, Ja 178, Nein 1, Ungültig 1.

Aus Griechenland fanden sich die Deutschen im Athener Hafen Piräus und in Patras zusammen, um auf deutschen Schiffen abzustimmen.

Beteiligung: Auslandsdeutsche und Auslandsösterreicher zusammen 931, Ja 909, Nein 22, in Piräus. In Patras 81, die sämtlich auf „Ja“ lauteten.

In der Türkei fand die Abstimmung an Bord eines deutschen Schiffes vor Istanbul statt.

Beteiligung: Auslandsdeutsche 1.077, Ja 1.062, Nein 13, Ungültig 2. Auslandsöster-

Vorläufiges amtliches Ergebnis der Volksabstimmung im alten Reichsgebiet

Nr.	Wahlkreis oder Gebiet	Zahl der gültigen Stimmen			Zahl der ungültigen Stimmen	Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen	Gesamtzahl der Stimmberechtigten	Zahl der Ja-Stimmen (Sp. 3) in vH. der Zahl der abgegebenen gültigen Stimmen (Sp. 5)	Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen (Sp. 7) im vH. der Stimmberechtigten (Sp. 8)	Ja-Stimmen am 23. März 1936
		Ja-Stimmen	Nein-Stimmen	Zusammen						
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
1	Ostpreussen	1,450,365	5,325	1,455,690	1170	1,456,860	1,459,246	99,63	99,84	1,440,276
2	Berlin-West	1,514,728	12,524	1,527,252	1601	1,528,853	1,544,087	99,18	99,01	1,489,028
3	Berlin-Ost	1,642,234	11,476	1,653,710	1242	1,654,952	1,669,871	99,31	99,11	1,634,256
4	Potsdam	1,082,736	9,345	1,092,081	2549	1,094,630	1,098,032	99,14	99,69	1,054,532
5	Frankfurt an der Oder	1,080,976	5,227	1,086,203	1345	1,087,557	1,090,777	99,52	99,70	1,102,555
6	Pommern	1,238,458	8,565	1,247,023	1220	1,248,243	1,251,597	99,31	99,73	1,257,071
7	Breslau	1,221,823	11,158	1,232,981	1876	1,234,857	1,238,569	99,10	99,70	1,254,266
8	Liegnitz	803,507	9,596	813,103	2216	815,319	816,967	98,82	99,80	819,094
9	Oppeln	846,572	8,700	855,272	2390	857,662	863,601	99,98	99,31	890,871
10	Magdeburg	1,178,016	12,296	1,190,312	1500	1,191,812	1,194,577	98,97	99,77	1,163,952
11	Merseburg	1,010,824	10,174	1,020,998	880	1,021,878	1,023,651	99,01	99,83	992,172
12	Thüringen	1,575,110	12,706	1,587,816	2321	1,590,137	1,590,905	99,20	99,95	1,579,469
13	Schleswig-Holstein	981,121	14,761	995,882	1918	997,800	1,005,336	98,52	99,25	1,114,921
14	Weser-Ems	1,069,449	23,350	1,092,799	3813	1,096,612	1,097,962	97,86	99,30	1,059,237
15	Osthannover	674,483	9,920	684,403	2433	686,836	692,619	98,55	99,17	730,701
16	Südhanover-Braunschweig	1,437,144	7,506	1,444,650	1097	1,445,747	1,457,506	99,48	99,19	1,410,505
17	Westfalen-Nord	1,665,076	25,444	1,690,520	3253	1,693,773	1,701,471	98,49	99,55	1,680,668
18	Westfalen-Süd	1,713,207	15,373	1,728,580	3168	1,731,748	1,743,797	99,11	99,31	1,730,531
19	Hessen-Nassau	1,715,129	16,158	1,731,287	3,176	1,734,463	1,746,365	99,07	99,32	1,730,285
20	Köln-Aachen	1,563,708	3,190	1,566,898	452	1,567,350	1,568,435	99,80	99,93	567,749
21	Koblenz-Trier	830,959	3,742	834,701	1096	835,797	835,997	99,55	99,98	847,526
22	Düsseldorf-Ost	1,530,238	4,471	1,534,709	1078	1,535,787	1,540,299	99,71	99,71	1,535,782
23	Düsseldorf-West	1,270,977	4,689	1,275,666	1107	1,276,773	1,279,562	99,63	99,78	1,281,955
24	Oberbayern-Schwaben	1,857,308	11,550	1,868,858	1675	1,870,533	1,872,172	99,38	99,91	1,829,355
25	Niederbayern	832,360	15,033	847,393	1611	849,004	850,959	98,23	99,77	860,988
26	Franken	1,729,356	11,917	1,741,273	1782	1,743,055	1,745,126	99,32	99,88	1,742,997
27	Rheinpfalz-Saar	1,153,758	1,034	1,154,792	323	1,155,115	1,155,354	99,91	99,98	1,172,340
28	Dresden-Bautzen	1,317,281	25,375	1,342,656	4102	1,346,758	1,353,488	98,11	99,50	1,331,099
29	Leipzig	914,541	28,759	943,300	4821	948,121	960,106	96,95	98,75	934,906
30	Chemnitz-Zwickau	1,270,036	24,433	1,294,469	4114	1,298,583	1,311,879	98,11	98,99	1,307,764
31	Württemberg	1,903,238	11,770	1,915,008	2070	1,917,078	1,918,174	99,39	99,94	1,884,105
32	Baden	1,575,323	25,972	1,601,295	1260	1,602,555	1,605,843	98,38	99,80	1,580,511
33	Hessen-Darmstadt	948,890	11,513	960,403	2794	963,197	971,538	98,80	99,14	955,116
34	Hamburg	1,145,790	21,464	1,167,254	1865	1,169,119	1,191,324	98,16	98,14	850,921
35	Mecklenburg	562,273	5,581	567,854	135	567,989	569,420	99,02	99,75	653,981
36	Stimmen der reichsdeutschen Stimmberechtigten in Oesterreich	55,673	332	56,005	144	56,149	56,691	99,41	99,04	99,04
	Gesamtergebnis	44,362,667	440,429	44,803,096	69,606	44,872,702	45,073,303	99,02	99,55	99,55

Der deutsche Erzieher

Jahrgang 1

Folge 9

Die deutsche Kulturleistung im österreichischen Raum Ein Ueberblick über elfhundert Jahre kulturelle Entwicklung

Seit den Tagen, da Oesterreich vor mehr als elfhundert Jahren als Bayernmark gegründet wurde, war dieses Land und seine Bevölkerung nicht nur Bollwerk gegen den Osten, durch die lange Zeit hindurch Verteidiger des Reiches gegen die magyarischen und türkischen Anstürme, Kämpfer gegen die gewaltsamen Einbrüche in ein stammes-eigentümliches Siedlungsgebiet, sondern auch in einem hohen Maße entscheidend und bedeutend durch seine kulturelle Leistung, durch den im Lichte des abendländischen Geistes anstrahlenden Beitrag in Kunst, Musik, Theater, Dichtung und Wissenschaft. Im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung bildeten sich sogar Epochen, in denen sich Oesterreichs Kultur in einem besonderen Zweig davon glanzvoll zur reichsdeutschen Bedeutung erhob, in denen er sogar eine europäische, ja Weltmächtigkeit und -vorbildlichkeit erlangte, wie das zum Beispiel mit der österreichischen Musik der Fall ist. Dieses von dem ist in den Gesamtbild der deutschen Nation, des deutschen Volkes eingegangen, Bestandteil von ihm geworden, der nicht mehr daraus weggedacht werden kann. Wir empfinden überhaupt die deutsche Kultur in Oesterreich in ihren Aufgaben, Problemen und Gefaltungen aufs engste mit der unsrigen verbunden, denn die kulturellen Beziehungen zwischen dem Reich und Oesterreich gingen während der ganzen schicksalhaften Geschichte der beiden Länder hinüber und herüber: Oesterreich hing die Ausstrahlungen der reichsdeutschen Kultur im Brennpunkt seiner eigenen Entwicklung auf, und umgekehrt wäre manches geistige Ereignis im Kernland der Deutschen nicht geschehen, wenn nicht Oesterreich auf seinem Zustandekommen mitgewirkt hätte.

Wenn man sich vor Augen hält, wie groß der Beitrag der einzelnen Kulturgebiete im deutschen Oesterreich zur gesamtdeutschen Kultur ist und wie sich die Leistungen gegenseitig ergänzen und zu einer glanzvollen Mächtigkeit in einem oft kleinen Zeitraum verbinden, dann empfindet man deutlich die der unseren ebenbürtige Genialität des deutschen Geistes im Donau- und Alpenland. Die wesentliche Einheit der deutschen Kultur in allen Gauen und Ländern umschließt auch Oesterreich, nicht erst etwa seit den Zeiten der Klassik und Romantik, da der deutsche Geist zu sich selber zurückkehrte. Der österreichische Barock zum Beispiel, der Ausdruck war des nach den erfolgreichen Türkenkriegen erhöhten Lebensgefühls, hat die südliche Kunstbewegung aufgenommen und zu großen Kunstleistungen Oesterreichs von gesamtdeutscher Bedeutung gestempelt. Der österreichische Kirchenbarock, ursprünglich das Werk italienischer Architekten, wurde durch Fischer von Erlach nach vielfachen Wandlungen und als Ergebnis einer Synthese von italienischem Barock und französischer Vorklassik weit hin vorbildlich und gilt heute als etwas Eigenes, als ein auf österreichischem Boden zur Vollendung gelangter Stil. Die deutschen Architekten reisten nach dieser gelungenen Verschmelzung und deren Ueberhöhung durch das Stammeseigentümliche nicht mehr nach Rom, sondern nach Wien, um zu lernen. Auch das formkünstlerisch aus dem Barock sich entwickelnde Rokoko führte in Oesterreich zu Gestaltungen von höchster Zartheit, Anmut und Zierlichkeit. Dieses Land des Barock und des Rokoko erreichte aber dann im „Biedermeier“, der Ausmündung des Klassizismus, eine höchste Entfaltung der stammeseigentümlichen Besonderheit des Oesterreichers: in bürgerlicher Welt entstand eine weseneigene Wohnkultur, die ganz nachdrücklich nach Deutschland hineinwirkte und die den künstlerischen Geschmack auch im Volke verankerte.

In der Dichtung ist die Leistung Oesterreichs vielleicht noch eindrucksvoller. Oesterreichsches Schicksal erlebte den Dichter des Nibelungenliedes: es spielt auf österreichischem Boden. Sein Dichter war vielleicht der erste bewußte Grenzdeutsche in der deutschen Literatur, rein stofflich schon, denn er gestaltete den grenzdeutschen Kampf gegen die Sutt des Ostens, die immer wieder unter anderem Namen und anderer Gestalt gegen die Grenzwehr anstürmte. Oesterreich ist Nibelungenland, es ist zugleich mehr: es ist das klassische Land deutscher Heldensagen überhaupt: denn die meisten deutschen Heldensagen sind in Oesterreich entstanden, haben dort ihre dichterische Gestalt erhalten. Oesterreichs Dichtung führte auch das deutsche Volksepos und die Eryk der fahrenden, singenden und mündenden Mitter zu den höchsten Höhen. Walther von der Vogelweide ist uns heute noch nah, noch lebendig. Die Jahrhunderte des Spätmittelalters sind nicht leer an Dichtung, das Volkslied, die Zauberformel vor allem saßen manchen auch später noch wirksamen Keim.

Auf dem Höhepunkt seiner geistigen und staatlichen Machtentfaltung, im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert bedeutete Oesterreich für das Deutsche Reich geistig, erlebnishaft, künstlerisch und gemütsmäßig das Kraftfeld der neuen Zeit. In Salzburg erlebte das Barocktheater eine unvergessliche Blüte. Wenn auch in der Zeit der deutschen Klassik kein ebenbürtiger Dichter in

Oesterreich aufwuchs, so steht das österreichische Verdienst an Dichtung und Schrifttum der Deutschen doch um so bedeutender und wirkungsvoller ein mit der Gründung des Burgtheaters. Dieses ist der eingeborene Spieltrieb des Oesterreichs, die Bühne zur Welt zu machen, in der klassischen Tradition, die bis heute fortwährt, wie in der gemäßigteren Form des heimischen Volksstücks. Grillparzer, Raimund, Nestroy lassen die österreichische Dichtung von neuem erblühen, und der große, wunderbare Malbert Stifter gilt als der ins Gemütvolle und Andächtige verwandelte Nachklang der deutschen Klassik. Gerade sein nicht einmal sehr ausgebreitetes Werk hat eine tiefe Wirkung auf die Richtung und Entwicklung der deutschen Dichtung in den letzten hundert Jahren bis auf den heutigen Tag gehabt. Die österreichische Dichtung der Gegenwart hat in R. M. Rilke einen über die deutschen Grenzen hinaus wirkenden Vertreter gehabt, der auf die deutsche Eryk unserer Tage einen nachhaltigen Einfluß ausübte. Daß fast alle Werke der heutigen deutschen Dichter in Oesterreich in deutschen Verlagen erschienen, ist auch ein Zeugnis dafür, daß ihr geistiges Streben nach dem Reich gerichtet war.

Die Musik in Oesterreich erweist sich in der Vielfalt ihrer Persönlichkeiten und Formen als ein seltener Glücksfall der deutschen Gesamtkultur. Es ist erstaunlich und mit wissenschaftlichen Argumenten nicht zu erklären, daß in einem verhältnismäßig engen Zeitraum in Wien ein Titanengeschehen von musikalischen Genies emporwuchs, deren Werke den ganzen Erdball eroberten und die einen neuen bahnbrechenden Stil zur klassischen Vollendung führten: Mozart, Haydn und Beethoven. Zu diesem frühen Dreigestirn der Symphonien und dramatischen Werke gesellte sich ein großer Meister der stillen, kleinen Form des Liedes: Franz Schubert. Schon in dieser Epoche erweist sich Wien als Sammelplatz echter Volkskraft, als Hauptstadt der europäischen Musik, als Zentrum der musikalischen Erziehung. Der

Beitrag der einzelnen Landschaften Oesterreichs zu diesem ewigen Ruhm seiner Hauptstadt, ist wunderbar groß: Mozart stammt aus dem Salzburgerischen, Haydn kommt von der ungarischen Grenze, Beethoven, der Deutsch-Flame, dringt vom Rhein her in den österreichischen Kulturraum ein, und Schuberts Vorfahren sind, wie längst nachgewiesen werden konnte, süddeutscher Herkunft. Zwei Generationen später beherrscht Brahms das Feld und tritt Beethovens Erbe in Wien an.

Das Klima dieser österreichischen Seelenwelt ist offenbar dem Wesen der musikalischen Stimmung und Erfindung sehr von Nutzen. Im Biedermeier freilich sank für kurze Zeit die musikalische Vorkraft Wiens zugunsten der aufkeimenden Dichtung ab. Grillparzer, Raimund und Nestroy treten auf den Plan. Lenau dunkelte die Ballade mit schweremütigen Tönen ein, Raimund holte das Volksstück aus seiner Vergessenheit empor und hütete es mit dem Auge des Philosophen, Nestroy drängte seinen moralischen Witz in die Pöffe. Es war die Zeit, da Wiens Lokalcolorit zu leuchten begann, in dem später alles verdrängt wurde von der suggestiven Kraft eines Rhythmus: des Wiener Walzers. Lanner und Strauß, Vater und Sohn, ernteten gewaltigen Menschenbeifall für ihre schmelzhaften Kompositionen. Mit Brahms, Bruckner und Wolf, der Mörikes Gedichten erst die gebildete Welt eroberte, schließt sich der Vorhang vor dem musikalischen Wien als dem schöpferischen Wegbereiter großdeutscher Kulturarten.

Damit aber ist die ganze Kulturleistung im österreichischen Raum noch nicht erschöpft. Der Beitrag Oesterreichs im Gebiet der Philosophie und Wissenschaft gefestigt sich zu den übrigen kulturellen Leistungen und rundet das Bild von der Kraft eines deutschen Volkstums in einem vor der Geschichte tausendfach bewährten Lande. Nun, da Oesterreich heimgefunden hat ins Deutsche Reich, hat sich auch das deutsch-österreichische Kulturerbe mit der deutschen Kulturgemeinschaft für immer schöpferisch verschmolzen.

Wir wissen, daß wir Erzieher sind!

„Wir deutschen Lehrer und Lehrerinnen aller Schulgattungen haben erkannt, daß es in unserer Zeit nicht darum geht, Wissen und Kenntnisse zu vermitteln und Fähigkeiten auszubilden, sondern daß die Hauptaufgabe auch der Schule darin besteht, die deutsche Jugend zu deutschen Menschen zu erziehen. Wir wissen, daß wir Erzieher sind! Das lassen wir uns, meine lieben Kameraden und Kameradinnen, von niemand streitig machen. Denn die Schule herausnehmen aus dem großen deutschen Erziehungssystem, heißt dieses Erziehungssystem überhaupt praktisch auflösen. Ein Erziehungssystem ohne Schule gibt es nicht. Wir sehen unser Erziehungsziel klar vor uns liegen, und es ist ganz allein unsere Aufgabe und liegt nur in unserer eigenen Verantwortlichkeit, wie wir es erreichen.“

„Unsere Erziehung muß noch härter werden, als sie heute ist. Wir haben die Verantwortungsfreiheit zu wecken, die Entschlußkraft zur Reife kommen zu lassen und vor allen Dingen den Willen hart zu machen. Lieber ein weiches

Kind zurücklassen, als auf Kosten dieses weichen Kindes die starken Gemüter verzerren. Wir müssen die Starken fördern und dadurch versuchen, die Weichen mitzuregeln. Um dieser Forderung gerecht zu werden, müssen wir aber zuerst selbst so sein, wie wir die Kinder haben wollen. Man kann nicht sagen: Du mußt hart werden! und das nur an einem Beispiel erläutern. Wer von Härte spricht, muß selbst hart sein. Und wer von Treue spricht, muß selbst treu sein. Wenn wir auf einer Wanderung unseren Primären Bier und Rauchen verbieten, müssen wir uns selbst enthalten. Wir können die jungen Menschen nur dann zu nationalsozialistischem Denken und Handeln erziehen, wenn wir selbst von diesem Denken durchdrungen sind. Nationalsozialistische Erziehung läßt sich nicht predigen oder lehren, wir müssen sie selbst vorleben.“

Fritz Wächter
auf der Gantagung des NSLB,
Franken in Nürnberg.

Verständigung durch Schulbücher

Wir veröffentlichen nachstehend den Auszug einer großen Arbeit aus der Februarnummer der „Berliner Monatshefte“, die wegen ihres Themas und ihrer grundsätzlichen Bedeutung das Interesse weitester Kreise beanspruchen darf.

In dem großen Friedensplan des Führers und Reichstanzlers vom 31. März 1936 lautet der 15. Punkt: „Am dem Werk dieser aus freiem Willen ersehenden Friedenssicherung zwischen Deutschland einerseits und Frankreich andererseits den Charakter eines versöhnlichen Abschlusses einer jahrhundertelangen Entzweiung zu geben, verpflichten sich Deutschland und Frankreich, darauf hinzuwirken, daß in der Erziehung der Jugend der beiden Nationen sowohl als in öffentlichen Publikationen alles vermieden wird, was als Herabsetzung, Verächtlichmachung oder unpassende Einmischung in die inneren Angelegenheiten der anderen Seite geeignet sein könnte, die Einstellung der beiden Völker gegeneinander zu vergiften.“ Dieses Programm für ein Vierteljahrhundert europäischen Friedens ist bis heute nicht ausgeführt worden. Die weltpolitische Entwicklung hat seit seiner Verkündung manches neue Hindernis geschaffen, manche Voraussetzungen haben sich verändert. Aber die Grundbeinstellung Deutschlands, seine Friedenspolitik, ist wie sein Wunsch nach

einer Verständigung mit Frankreich die gleich geblieben. Der Reichsjugendführer hat die Verständigung geradezu als Parole für das Jahr 1938 ausgegeben. Die Verwirklichung wird mit Erfolg zunächst in persönlicher Fühlungnahme, abseits von den störenden Einflüssen der großen Politik gesucht. Im Sinne dieser Bestrebungen haben bereits Ende 1935 deutsche und französische Geschichtslehrer eine Einigung über die „Entgiftung der beiderseitigen Lehrbücher“ versucht. Am 8. Mai 1937 ist in der Nr. 19/20 der Zeitschrift des NSLB (Gau Berlin) „Nationalsozialistische Erziehung“ das Ergebnis ihrer Aussprache veröffentlicht worden. Oberstudienrat Dr. R. Dr. Arnold Reimann und Prof. Dr. Paul Herre zeichnen verantwortlich. Dem Protokoll haben sie eine Einführung mit einer Darstellung der Vorgeschichte vorausgeschickt. Auf nicht weniger als 17 Spalten folgen dann die 39 verschiedenen Punkte, über die teils Einigung erzielt, teils Vorbehalte der französischen und deutschen Seite niedergelegt sind. Das Ganze gibt sich als ein „verpflichtendes Wortlaut“, und dementsprechend richten die deutschen Vertreter an ihre deutschen Fachgenossen, die Geschichtslehrer, „die dringende Bitte, in Lehrbüchern und im Unterricht sich das Ergebnis unserer Besprechungen, das ebenso dem heutigen Stand der Forschung, wie dem Geist der Verständlichkeit ent-

spricht, voll zu eigen zu machen.“ Die französischen Vertreter haben hieraus und aus der Erklärung ihrer Verhandlungspartner, daß sie „mit Wissen ihrer Regierung“ handelten, eine Bindung der deutschen Regierung machen wollen. — Sie selbst hatten übrigens keinerlei offizielle Legitimation und haben erst nachträglich das französische Unterrichtsministerium von ihrem Vorgehen in Kenntnis gesetzt. — Dieser übertriebenen Ansetzung ist der Reichsachbearbeiter für Geschichte im NSLB mit einer Nichtigstellung entgegengetreten. Er wendet sich vor allem gegen den Abschluß eines endgültigen „Abkommens“, zu dem die beiden Deutschen keine Vollmacht ihrer Regierung besaßen. Von entscheidender Wichtigkeit scheinen uns die Worte, die von der „Unmöglichkeit“ sprechen, „in einer Aussprache von nur wenigen Tagen Fragen endgültig klären und reinigen zu wollen, die Jahrhunderte ernsterster Spannungen zwischen den beiden Völkern umfassen.“

Unzweideutig stimmen auch wir, wie wohl jeder verantwortungsbewußte Geschichtsforscher und -Lehrer, den Absichten zu, die beide Seiten bei ihrem Bemühen geleitet haben. Deutschland und Frankreich können sich nur näherkommen, wenn sie den guten Willen aufbringen, einander zu verstehen, wenn sie sich, im Bewußtsein des eigenen Wertes, aber ohne Haßgefühl und in Anerkennung voller Gleichberechtigung in die Augen sehen.

Dazu vermag ein gut geleiteter nationaler Geschichtsunterricht viel beizutragen. Er kann weder auf einen verwachsenen Internationalismus, noch auf passifistische Völkerverbrüderung abzielen, blutleere Utopien, die im übrigen auch innerhalb eines Volkes, geschweige denn unter den Völkern nie unangefochten bleiben. Aber es wäre auch sinnlos, den Geschichtsunterricht an ausgefälschte Dogmen binden zu wollen. Gerade dies unternimmt der „verpflichtende Wortlaut“ des Protokolls. Dies ist sein kardinaler Fehler und seine politische Schwäche. Eine derartige Dogmatisierung der Geschichte ist sinnlos, da sie international nie durchgeführt werden kann. Glauben z. B. die beteiligten französischen Lehrer, ihre Kollegen in die Zwangsjacke ihrer Beschlüsse pressen zu können? Nein, hier bekommen wir uns unbedingt zum Recht der freien Forschung. Jede Generation formt sich ihr eigenes Geschichtsbild, gemäß ihren nationalen Bedürfnissen. Die Geschichtsforschung selbst schreitet stets fort zu erweiterten und vertieften Erkenntnissen. Auch darum wäre es töricht, gerade den augenblicklichen Erkenntnisstand über bestimmte historische Gegebenheiten und Sachverhalte unabänderlich starr formulieren zu wollen. Beweisen das nicht zur Genüge die vielen Vorbehalte bei dieser „Einigung“! Eine Formel ließe sich, wenn überhaupt, nur auf dem Boden einer Hyperobjektivität gewinnen, die wir ablehnen, weil wir sie für sinnlos halten.

Aber das ist auch gar nicht vorzuziehen. Für uns Deutsche würde das Ausgerdem unserer nationalsozialistischen Weltanschauung und unserer aus ihr gewonnenen neuen Geschichtsbild zuwiderlaufen. Wir wollen eine Historie, die dem Leben dient. Das Vergangene läßt sich nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart deuten und richten. Aus der Geschichte Waffen zu schmieden für die Selbstbehauptung im Daseinskampf, ist das nationale Recht jedes Volkes. Wir verkürzen es auch den Franzosen nicht. Jedem Volke ist Geschichte das Lied seines völkischen Heldentums. Wie wird der Held des einen auch der Held des anderen sein. Nicht in gleichmachenden Formeln erkennen wir die wirkliche und notwendige Entgiftung. Sie liegt vielmehr in der Besserung des Tones der Darstellung der Völkerverhältnisse. Wenn wir erreichen, daß offensündige Lügen verbannt, die böswillige Herabsetzung und Verächtlichmachung vermieden wird, dann ist ein Sieg der Verständigung errungen, der hoch einzuschätzen ist. Das Verstehen beginnt mit der Achtung des andern und bedarf der unbefangenen Anerkennung unbestreitbarer Tatsachen. Mehr wird sich praktisch auch nicht erreichen lassen und brauchte auch nicht erstrebt zu werden.

Wir wollen nicht verhehlen, daß gerade die französischen Geschichtsbücher diesem Idealbild noch längst nicht genügen. Das lehrt ein Blick in Hains verdienstvolles Buch „Deutschland im Lichte französischer Geschichtsbücher für den Schulunterricht“ (Berlin 1935). Nun macht Herr Isaac zwar in der „Ecole Libératrice“ (5. Juni 1937) geltend, auch Frankreich habe Gravamina gegen deutsche Geschichtsbücher, habe aber eine vorbereitete Darstellung darüber nicht veröffentlicht. Wir möchten vorerst doch glauben, daß dieser Verzicht nicht so sehr aus übergroßer Verständigungsbereitschaft, sondern aus dem Mangel an beweiskräftigem Material erfolgte.

Obwohl wir also über das Ziel prinzipiell anderer Ansicht sind als die Autoren des Protokolls, so verdient der Versuch doch Anerkennung und ernsthafte Beachtung. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die Aussprache fortgesetzt, die Fühlungnahme vertieft werden könnte. Auch unsere Absicht ist natürlich nur durch die Erörterung konkreter Einzelheiten möglich. Sie sollten allerdings in erster Linie aus den hagerfüllten Darstellungen, den Entzweiungen einzelner Geschichtsbücher entnommen werden und nicht so sehr aus dem jahrhundertelangen Ablauf des Geschehens als solchen.

Sanitätszug Nr. 55

IN HUNDERTDREIZEHN TAGEN VOM AMUR BIS ZUM ISCHIM

Von Hans Alt, Araçatuba (São Paulo), Brasilien — Erstdruck „Deutscher Morgen“

(I. Fortsetzung.)

Bisher hatten wir fünf Tote in der Zeit von ungefähr vierzehn Tagen. Während der sechs Wochen, welche wir in Petrowskij-Sawod hielten, war kein einziger Todesfall zu verzeichnen. Leider war aber doch ein Abgang eingetreten, der vielleicht noch trauriger als ein Todesfall ist. Gelegentlich eines Badeausfluges, den die Wabnisfingigen mit ihrer Begleitung machten, gelang es einer Gruppe von vier harmlosen Jern, sich der Aufsicht der Wärter zu entziehen und in den Wäldern zu verschwinden. Nach ungefähr einer Woche tauchte einer davon wieder beim Zuge auf, um, wie er sagte, die Sachen der übrigen Kameraden und etwas zu essen zu holen. Trotz aller Versuche, herauszubekommen, wo die übrigen geblieben wären, war nichts von dem Mann zu erfahren. Wir haben auch nie wieder etwas von diesen Unglücklichen gehört.

Unsere Verpflegung während dieser Zeit wurde durch Ankauf von Lebensmitteln bei der Bevölkerung bewerkstelligt. Eine Zeit lang gab es herrlichen Rehbraten. Ein Trupp von Tschungusen, auch ebenso als gute Jäger, als auch als Pferdebediebe dort bekannt waren, belieferten uns zu einem Spottpreis mit frischem Rehfleisch. Ueberhaupt lieferte der Wald allerhand Genießbares für uns. Außer Kleinwild, das mit den unwidrigsten Werkzeugen erlegt wurde, gab es auch sehr schmackhafte

Beerenfrüchte, die wir eifrig sammelten. Einer alten Frontgenossenschaft folgend, wurde für die Ausschmückung unseres Aufenthaltsortes durch Anlegen von Blumenbeeten und Nasenbelägen gesorgt. Fast jeder Waggon hatte seine eigene Laube und seinen eigenen Baderplatz. Eines Tages entschlossen wir uns zu vier Mann, einer neuen Baderplatz anständig zu machen und da passierte mir, daß ich beim Absteigen der Bachböschung auf eine sehr sonderbare Sache stieß. Erst bemerkte ich im Wasser ein sonderliches Wisen, das wie Gold aussah. Bei näherem Hinsehen konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß es sich tatsächlich um Gold handelte. Man fand ich auch bald im abgetrochnen Erdreich eine starke Ader, die mit vielen feinen Goldblättchen durchsetzt war. Unsere Freude war groß und jeder sah sich schon mit einem Sack voll Gold in der Heimat ankommen. Man wurde gefammelt, vier oder gar fünf Tage lang. Die Sache war aber verdammt mühsam und das Ergebnis dagegen sehr klein. Daß es sich auch wirklich um Gold handelte, ließen wir uns von mehr als einem Sachverständigen, deren wir ja genügend auf den verschiedensten Gebieten hatten, auch bestätigen. Ich hatte jedenfalls an die zwanzig Gramm reines Gold und außerdem noch ein Säckchen mit goldhaltigem Erdreich von fünf Kilo Gewicht, das ich mir unbedingt mit nach Hause nehmen wollte. Ich sah mich schon mit meinen Kameraden, nach Jahren

lung besitzen, damit der Schwindel nicht zu offensichtlich hätte werden können. H. hatte die Absicht,

nach Nischnij-Nowgorod als Aufsichtsoffizier in eine Munitionsfabrik

abkommandiert. Das durfte nun also wieder nicht kommen. Es wollte H. doch sicher nicht noch die Geschosse liefern helfen, die seine Kameraden an der Front töten sollten. Es blieb ihm aber schließlich nichts weiter übrig, als mit der Zeit aus der Not eine Tugend zu machen. Er arbeitete mit einem Eifer, der ihm das wiederholte Lob seiner russischen Vorgesetzten einbrachte. Man hatte seine Tüchtigkeit von höherer Seite voll erkannt und beehrte ihn dementsprechend auch mit wichtigeren Aufgaben. Daß er allerdings seinen Diebsteifer auch dazu benutzte, etwas Spionage zu betreiben, darf ihm schließlich niemand übel nehmen.

Eines Tages, als er vollständig nichtssahnend in seinem Büro saß, betrat eine Offizierspatrouille das Zimmer und erklärte ihn als verhaftet. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr er schon nach einigen Tagen, daß das russische Kriegsgericht, vor welches er wegen Spionage gestellt wurde, über seine Person im Witte war. Man wollte von ihm unbedingt die Mittelspersonen erfahren, die seine Berichte nach dem Ausland schafften, doch dazu brachte ihn niemand. Als Strafe für sein hartnäckiges Schweigen kam er in Dunkelarest und wurde wie ein wildes Tier in Eisen gelegt. In dieser Zelle holte er sich die Epilepsie. Der Fall H. soll im Jahre 1916 viel Stoff für die Zeitungen in Nischnij-Nowgorod geliefert haben. Es wurden auch russische Offiziere mit in die Sache gezogen, die nach H's Behauptung wirklich nicht das Geringste damit zu tun hatten. — Seine Krankheit, die ihn nach monatelangen Zwischenspielen mit einer Heftigkeit zu überfallen pflegte, war einfach grauenvoll. Ich hatte während der Gefangenschaft öfter die Anfälle von Epileptikern mit anzusehen, doch niemals sah ich derart schreckliche Krämpfe, wie bei H. Gelegentlich eines solchen Anfalles erzählte mir der kleine Leutnant diese Erlebnisse von H. Unser Stabsarzt, der schon davon wußte, bestätigte alles. In jener Zeit also, als Fähnrich H. im Kerker lag, kam gerade eine schwedische Rote-Kreuz-Kommission nach Nischnij-Nowgorod und interessierte sich für diesen Fall. In Begleitung dieser Kommission wurde es ermöglicht, daß auch einige deutsche Offiziere, darunter der Hauptmann Freiherr von Gr., mein späterer Saalältester in Wladowjeßtschenst, den Nervenstern auffinden konnten. Fähnrich H. soll damals dem Wahnsinn nahe gewesen sein und keinen menschenähnlichen Eindruck mehr gemacht haben. Der Leiter der schwedischen Kommission setzte es bei den Russen durch, daß H. nach einem Militärlazarett geschafft wurde, wo er selbstverständlich unter strengster Bewachung verblieb. Dort kehrte wieder der Lebensmut und damit auch wieder neue Pläne bei H. zurück. Es spielte dann eine Versteckungsaffäre mit, die von außenstehenden Personen, und wie man vermutete, soll es sich um die Tochter des Gutsbesizers, bei dem H. gewesen war und der selbst einen höheren Offiziersrang bekleidete, gehandelt haben, durch die ihn schließlich die Flucht aus dem Lazarett gelang. Er floh auf ein Dorf, von dem er wußte, daß dort Arbeitsmannschaften von Kriegsgefangenen waren. Eine Anrede für sein Aufsuchen war bald gefunden; so arbeitete er dort einige Wochen als Maurer. Durch das Zukommen eines neuen Trupps Gefangener ereilte ihn sein Geschick. Unter den Neuangekommenen befand sich auch ein Mann, der noch in Friedenszeiten seinem Zuge angehörte und ihn auf den ersten Blick erkannte, und auch gleich beim Namen nannte und als Herr Fähnrich ansprach. Es kam Ende 1916 öfter vor, daß deutsche Offiziere sich unter die Mannschaften mischten, denn damals wurden von den Russen gegen die deutschen Offiziere Repressalien ausgeübt, so daß es eben mancher vorzog, als einfacher Soldat in der Gefangenschaft weiterzuleben. Im Falle H. glaubten die Russen eben einen solchen Ausreißer aus einem Offizierslager vor sich zu haben und schickten ihn kurzer Hand in das nächste Offizierslager, das bereits Befehl zum Abtransport nach Ost-Sibirien hatte. Es war dasselbe Lager, in dem sich Hauptmann Freiherr von Gr. befand und das nach Wladowjeßtschenst verlegt wurde, wo ich im März 1917 ebenfalls landete.

Das nächste Paar unserer Waggonbewohner waren zwei österreichische Kadetten. Der eine hatte schon unzählige Operationen hinter sich, so daß

erst einmal an die Front gekommen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit nach den deutschen Linien zu gelangen, um auf diese Art aus der Gefangenschaft zu entfliehen. Er war sicher nicht der Erste und auch nicht der Letzte, der solches vorhatte. Jedenfalls klappte die Sache glänzend, sowohl bei H., wie auch bei dem Balten. H. rückte unerkannt bei dem betreffenden Regiment ein und der Balte kam ungehindert nach Schweden. Es wäre alles sicher gut gegangen, wenn in Russland nicht ein solches Mißtrauen gegen die Balten bestanden hätte. Anstatt an die Front geschickt zu werden, wurde H.

werden, doch wieder immer, durch irgendwelche Mackenschaften, andere ihm vorgezogen. Er starb in Petrowpawlowst.

Sein Platzkamerad, ein Wiener Oberlehrer, war ein alter Bekannter von mir, denn wir beide machten gemeinsam im Herbst 1915 den Reserveoffizierskurs mit. Auch waren wir in derselben Garnison stationiert gewesen. Er litt an einem Magenleiden, das ihn zu einem wahren Skelett werden ließ. Bei ihm stellte sich eine derartige Darmträgheit ein, daß er überhaupt nur noch mit Hilfe von Einläufen abführen konnte. Ich machte mit ihm schon die Reise nach Ost-Sibirien gemeinsam mit und erinnere mich, daß er uns eines Tages gestand, zehn Tage lang keinen Stuhl mehr gehabt zu haben. Er und sein Platzkamerad waren unsere Leidensfinder, auf die man wirklich in jeder Beziehung Rücksicht nahm.

Als letztes Paar blieb noch ein österreichischer Kadett und ich übrig. Mein Kamerad hatte einen Stecknagel in die Stirne bekommen und ein Jahr später stellte sich bei ihm Kallus ein. Er wußte stets genau Bescheid, wenn sein Anfall fällig war. Er ersuchte mich dann schon immer, ihm rechtzeitig seine Brille abzunehmen und Kissen unterzulegen. Ich war noch sein Pfleger, als schon längst der Sanitätszug Nr. 55 aufgelöst war. Er war von Beruf Lehrer und hatte gerade erst sein Probejahr hinter sich gebracht, als er einrücken mußte. Er machte sich ständig Sorgen, was für einen anderen Beruf er erlernen sollte, denn mit seiner Kallus, konnte er doch nie mehr den Lehrerberuf ausüben. Leider habe ich nie in Erfahrung bringen können, ob er überhaupt noch aus Sibirien zurückgekehrt ist.

In Petrowskij-Sawod besuchte uns eines Tages der Feldgeistliche, um nach dem Rechten zu sehen, wie er meinte. Dr. Dregel war eine impotente Figur, ein typischer Tirolerkopf. Es fiel uns auf, daß seine Handgelenke einen sonderbaren roten Streifen zeigten, die sich im ersten Hinschauen, wie ein Armband ansahen. Unser Epileptiker-Fähnrich hatte dafür nur ein Lächeln, denn er kannte ja diese russischen Armbänder, die man stets nur für besondere Verdienste zu bekommen pflegte. Als unser Besuch wieder gegangen war, erzählte uns unser Sanitätsoffizier eine ganz sonderbare Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

als Goldminenaktionäre unsere Goldmine in Petrowskij-Sawod ausbeuten

Es ist bis jetzt nichts daraus geworden und auch mein Goldschaf ist, wie noch so manches andere, im Laufe meiner weiteren Gefangenschaft verschwunden. Jedenfalls weiß ich, wie Goldsieber schmeckt.

Trot einmal ein Regentag ein, dann hochten wir in unserem Waggon und klopfen Stat. Unser Waggon war überhaupt ein Stein ewigen Anstoßes, denn er war ganz vorchristlich schwach befestigt. Wir waren nur elf Mann, sodaß wir uns über Platzmangel in keiner Weise beschweren durften. Der zweite Waggon, der von Mannschaften belegt war, war auch nicht voll belegt. Eine Beschreibung der einzelnen Kameraden unseres Waggon wird notwendig sein, um spätere Vorurteile verständlich zu machen.

Der Rangälteste und gleichzeitig unser Arzt war ein Egerländer, der im Rang eines Stabsarztes stand. Ihm wäre eigentlich die Führung des ganzen Transportes als rangältestem Arzt zugefallen, da er sich aber selbst im Krankenstand befand, verzichtete er gern auf das Kommando des Zuges. Sein Adjutant war ein Einfähriger freiwilliger Mediziner, der unerträglich in der Betreuung der Kranken war. Durch Ueberanstrengung und allzu schlechte Lebensweise in anderen Lagern, zog er sich eine Lungentuberkulose zu. Dazu hatte er außerdem durch einen Granatplitter in der Schädeldecke ein fastgroßes Loch, das mir von der Kopfhaut bedeckt war. Auf Wunsch konnte man sein Gehirn in Bewegung setzen. Wie ich später erfuhr, soll dieser herrliche Kamerad an Flektyphus gestorben sein, so daß es ihm nicht mehr vergönnt war, seine Heimatstadt Urfahr bei Linz wiederzusehen. Der Dritte unseres Gesundheitsministeriums war ein Sanitätsunteroffizier, ein gebürtiger Westfale. Er war uns ein treuer Kamerad in manchen schweren Stunden. Dann gab es ein

Paar, das in seiner Gegenseitigkeit nicht schöner hätte gefunden werden können. Der eine davon war ein koalischer aktiver Infanterie-Hauptmann, der bei jeder Tag- und Nachtzeit zu Scherzen und Streichen angesetzt war. Er wurde schon im vierzehnten Jahr gefangen und verlor infolge einer Verwundung am Bein. Trotzdem er doch nur auf seiner Krücke herumhumpeln konnte, machte er uns gerne Klümmzüge und die Weinwage vor. Er verstand es, uns durch seinen unverwundlichen Humor in den dreifachsten Tagen noch zum Lachen zu bringen. Dabei hatte er bereits kirchliches in der Gefangenschaft mitgemacht. Er war bereits in einem sogenannten Renegaten-Lager, einer besonderen Lagereinrichtung, in welcher man Slaven mit den unmenschlichsten Mitteln zu zwingen versuchte, irgend einer slavischen Legion beizutreten. Da er ja mit einem Bein als Kämpfer doch nicht mehr in Betracht kam, sollte er als Propagandist in den Kriegsgefangenenlagern wirken aufstehen. Er hielt trotz aller Leiden seinen Fahneid und starb später an Flektyphus.

Sein Platzgefährte war ein aktiver österreichischer Mann-Oberleutnant, den man nur den ganzen Tag entweder schimpfen, oder seine Lektionen in den englischen Langenscheidtsbriefen memorieren hörte. Dabei war er aber doch ein Prachtler, der trotz seiner Brummitigkeit einen überwältigenden Humor besaß. Wenn schon alle zur Nachtseite sich begeben hatten, dann war sicher unser Oberleutnant noch mit dem Hauptmann über irgend ein Thema im Streit, der erst durch eine kleine Revolte von uns anderen zu Ende kam. Die beiden hausten in der oberen Etage der Schlafplätze, die es ja in jedem russischen Eisenbahnwagen entsprechend den Sitzplätzen oben und unten gibt. Unter den beiden waren zwei reichsdeutsche Offiziere beheimatet.

Ein kleiner Jägerleutnant, ein gebürtiger Badenser, mit einem Kindergezicht

und einer Kanüle im Bein, die er sich, auf Grund seiner langen Uebung, selbst ein- und ausführte. Seine Beinverwundung war augenscheinlich mit Absicht von den russischen Ärzten versaut worden, denn ein solcher Kugelschuß heilt sonst in einigen Wochen. Seit über zwei Jahren eiterte bereits die Wunde und wollte nicht besser werden. Es hätte aber ja niemand wagen dürfen, unserem kleinen Leutnant zuzumuten, keinen Marsch mehr anzuhalten. Er machte gerne, und das direkt in herausfordernder Weise, stundenlange Gewaltmärsche. Dann jagte er, auf seinen Spazierstock gestützt, durch die Gegend und verlachte diejenigen, die trotz ihrer guten Beine meist nicht nachkommen konnten. Auch er war ein leidenschaftlicher Langenscheidtsbrief-Schüler.

Als Platzkameraden hatte er einen reichsdeutschen Fähnrich, der schon in den ersten Augusttagen 1914 in Gefangenschaft geriet. Er sprach vollkommen und fehlerfrei die russische Sprache und hatte Erlebnisse hinter sich, die romanhaft klingen. Er litt an einer furchtbaren Kallus (Epilepsie), die er sich in russischen Kerker holte. Er war äußerst ruhig, ja man könnte fast sagen, verschlossen, doch immer von einer kameradschaftlichen Hilfsbereitschaft, die sich in solchen Lebenslagen doppelt auszeichnet. Ich habe nie von ihm persönlich seine Erlebnisse in der Kriegsgefangenschaft erfahren, doch erzählte sie mir einmal der kleine Leutnant. Ich hege nicht den geringsten Zweifel daran, daß sich nicht wirklich alles so zugetragen hat, was ich da erfuhr.

In den Jahren 1914—15 war es in der russischen Kriegsgefangenschaft Brauch, daß die gefangenen Mannschaften auf das flache Land geschickt wurden. Meist kamen dabei die großen Herrschaftsgüter besonders gut weg. Auf einem solchen Gut war auch Fähnrich H. als Kommandant zugewiesen. Es gab damals noch russische Kreise, die in dem Offizier, selbst wenn es ein Kriegsgefangener war, immer den Offizier sahen und ihn danach auch gesellschaftlich behandelten. Fähnrich H., der außer seiner gesellschaftlich untadeligen Umgangsform auch sonst über ein angenehmes Wissen verfügte, erwarb sich die Gunst seiner Gutsbesitzer und, wie es schien, ganz besonders, der Tochter des Hauses. H. war ein viel zu anständiger Kerl, um daraus vielleicht Kapital zu schlagen. Gelegentlich eines Offiziersbesuches auf dem Gutschloß lernte H. einen baltischen Reserveoffizier der Artillerie kennen. Die beiden wurden näher bekannt und da stellte es sich heraus, daß der Balte in der nächsten Zeit an die Front zu gehen hatte, dabei aber gar keine Lust verspürte, gegen die Deutschen Krieg zu machen. Es kam schließlich so weit, daß vereinbart wurde, daß Fähnrich H. anstelle des Balten einrücken und der Balte mit falschen Papieren, die es ja in russischen Schreibstuben immer für gutes Geld zu haben gab, über Simland nach Schweden reisen sollte, um nicht gegen Deutschland kämpfen zu müssen. H. hatte schwer zu studieren. Wenn man schließlich auch von einem Reserveoffizier nicht verlangt, als Heerführer in den Krieg zu gehen, muß ein solcher aber doch zu mindest soviel Sachkenntnisse seiner Waffengat-

te besitzen, damit der Schwindel nicht zu offensichtlich hätte werden können. H. hatte die Absicht, nach Nischnij-Nowgorod als Aufsichtsoffizier in eine Munitionsfabrik abkommandiert. Das durfte nun also wieder nicht kommen. Es wollte H. doch sicher nicht noch die Geschosse liefern helfen, die seine Kameraden an der Front töten sollten. Es blieb ihm aber schließlich nichts weiter übrig, als mit der Zeit aus der Not eine Tugend zu machen. Er arbeitete mit einem Eifer, der ihm das wiederholte Lob seiner russischen Vorgesetzten einbrachte. Man hatte seine Tüchtigkeit von höherer Seite voll erkannt und beehrte ihn dementsprechend auch mit wichtigeren Aufgaben. Daß er allerdings seinen Diebsteifer auch dazu benutzte, etwas Spionage zu betreiben, darf ihm schließlich niemand übel nehmen.

Eines Tages, als er vollständig nichtssahnend in seinem Büro saß, betrat eine Offizierspatrouille das Zimmer und erklärte ihn als verhaftet. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr er schon nach einigen Tagen, daß das russische Kriegsgericht, vor welches er wegen Spionage gestellt wurde, über seine Person im Witte war. Man wollte von ihm unbedingt die Mittelspersonen erfahren, die seine Berichte nach dem Ausland schafften, doch dazu brachte ihn niemand. Als Strafe für sein hartnäckiges Schweigen kam er in Dunkelarest und wurde wie ein wildes Tier in Eisen gelegt. In dieser Zelle holte er sich die Epilepsie. Der Fall H. soll im Jahre 1916 viel Stoff für die Zeitungen in Nischnij-Nowgorod geliefert haben. Es wurden auch russische Offiziere mit in die Sache gezogen, die nach H's Behauptung wirklich nicht das Geringste damit zu tun hatten. — Seine Krankheit, die ihn nach monatelangen Zwischenspielen mit einer Heftigkeit zu überfallen pflegte, war einfach grauenvoll. Ich hatte während der Gefangenschaft öfter die Anfälle von Epileptikern mit anzusehen, doch niemals sah ich derart schreckliche Krämpfe, wie bei H. Gelegentlich eines solchen Anfalles erzählte mir der kleine Leutnant diese Erlebnisse von H. Unser Stabsarzt, der schon davon wußte, bestätigte alles. In jener Zeit also, als Fähnrich H. im Kerker lag, kam gerade eine schwedische Rote-Kreuz-Kommission nach Nischnij-Nowgorod und interessierte sich für diesen Fall. In Begleitung dieser Kommission wurde es ermöglicht, daß auch einige deutsche Offiziere, darunter der Hauptmann Freiherr von Gr., mein späterer Saalältester in Wladowjeßtschenst, den Nervenstern auffinden konnten. Fähnrich H. soll damals dem Wahnsinn nahe gewesen sein und keinen menschenähnlichen Eindruck mehr gemacht haben. Der Leiter der schwedischen Kommission setzte es bei den Russen durch, daß H. nach einem Militärlazarett geschafft wurde, wo er selbstverständlich unter strengster Bewachung verblieb. Dort kehrte wieder der Lebensmut und damit auch wieder neue Pläne bei H. zurück. Es spielte dann eine Versteckungsaffäre mit, die von außenstehenden Personen, und wie man vermutete, soll es sich um die Tochter des Gutsbesizers, bei dem H. gewesen war und der selbst einen höheren Offiziersrang bekleidete, gehandelt haben, durch die ihn schließlich die Flucht aus dem Lazarett gelang. Er floh auf ein Dorf, von dem er wußte, daß dort Arbeitsmannschaften von Kriegsgefangenen waren. Eine Anrede für sein Aufsuchen war bald gefunden; so arbeitete er dort einige Wochen als Maurer. Durch das Zukommen eines neuen Trupps Gefangener ereilte ihn sein Geschick. Unter den Neuangekommenen befand sich auch ein Mann, der noch in Friedenszeiten seinem Zuge angehörte und ihn auf den ersten Blick erkannte, und auch gleich beim Namen nannte und als Herr Fähnrich ansprach. Es kam Ende 1916 öfter vor, daß deutsche Offiziere sich unter die Mannschaften mischten, denn damals wurden von den Russen gegen die deutschen Offiziere Repressalien ausgeübt, so daß es eben mancher vorzog, als einfacher Soldat in der Gefangenschaft weiterzuleben. Im Falle H. glaubten die Russen eben einen solchen Ausreißer aus einem Offizierslager vor sich zu haben und schickten ihn kurzer Hand in das nächste Offizierslager, das bereits Befehl zum Abtransport nach Ost-Sibirien hatte. Es war dasselbe Lager, in dem sich Hauptmann Freiherr von Gr. befand und das nach Wladowjeßtschenst verlegt wurde, wo ich im März 1917 ebenfalls landete.

Das nächste Paar unserer Waggonbewohner waren zwei österreichische Kadetten. Der eine hatte schon unzählige Operationen hinter sich, so daß

sein Bauch wie ein Hackbrett

anzah. Er war ebenfalls, so wie der kleine Leutnant, Besitzer einer ansehnlichen Kanüle im Bauch, die er sich mit Galgenhumor ein- und auszuführen pflegte. Er war anerkanntermaßen ein Todesandidat, den die Ärzte nur noch so weit hinhalten wollten, bis er in die Heimat kommen würde, um dort begraben zu werden. Er sollte schon einige Male über Schweden ausgetauscht



MITTAG ODER MITTERNACHT?

Wären nicht der Mond und all die Sterne am Firmament, würde er glauben, es sei Mittag, so lang ist ihm die Nacht.

Warum nimmt er nicht eine einzige Tablette ADALINA und er würde Ruhe haben, schlafen und erquickt erwachen.



Die Seite der Unterhaltung

Die Gottesanbeterin

Eine Geschichte aus dem Urwald von Lunte

Das war mal wieder eine Nacht! Vollmond blitzte auf den Butia- und Fächerpalmen. Die unzähligen Blüten an Gräsern und Sträuchern und Bäumen dufteten und ein schwacher Lufthauch mischte alles zusammen zu einem Aroma-Cocktail, der nicht allein Menschen berauschen kann, der vielmehr eine sittsame Gottesanbeterin in ihrem Wesen vollkommen zu verwandeln vermag.

Sie sass in stummer Andacht auf einem herrlich gebreiteten Rizinusblatt; den schlanken Leib hatte sie hochgereckt und die Arme in beschwörender Haltung, wie es ihr strenges Gesetz verlangte.

Gewiss war er einer von der Sorte, die da meinen, jetzt habe ich mal A gesagt und da muss ich auch das ganze ABC hersagen. Sie flüsterte zärtliche Worte, so dass es dem schlanken Burschen bald fieberte und beide in seliger Unarmung alles um sie her vergassen.

Der Vollmond stand in des Himmels Mitte. Ein kühler Luftzug strich durch den Wald. Da erwachte ernüchtert der zierliche Gottesanbeter. Leise gedachte er sich aus den Gebetsarmen seiner Liebsten fortzustellen, um ein paar Mücken als Gabefrüstück zu verzehren.

Doch siehe, sein Lieb war schon wach und machte gar keine Miene, ihre furchtbaren Arme zu lockern.

„Bleib' noch!“, sagt sie und als er ganz schüchtern seinen Wunsch vorbrachte, weil er etwas wie Hunger verspürte, sagt sie ohne Erregung: „Du bleibst!“ Bei diesen Worten tastete sie mit ihren Fühlern suchend an seinem Halse herum.

Das war ihm sichtlich unangenehm, und er machte eine nicht misszuverstehende Bewegung, um mit sanfter Gewalt seinen Willen durchzusetzen.

Ihre Arme waren stärker. Sie bezwang ihn spielend leicht; gähnen musste sie gar, als er seine vergeblichen Anstrengungen fortsetzte.

Da verlegte er sich aufs Bitten. Aber unbarmherzig schüttelte sie ihr kantiges Haupt, in welchem die Augen mordgierig glänzten.

„Lass mich los!“ betete er. Doch sie gähnte wieder, und ehe er es recht zu fassen vermochte, biss sie ihm den Kopf ab.

O fürchterliches Scheusal! In der Hochzeitsnacht hat sie ihren Geliebten ermordet! Welch eine Bestie!

Bald zuckt der Unglückselige nicht mehr; — dann lösen sich die waffenstarrten Gebetsarme des Weibchens. Dann frisst in aller Ruhe die Gottesanbeterin ihren Mann auf und nur die harten Zangen und ungenießbaren Flügel des Ermordeten liegen in der taufeuchten Vertiefung des Rizinusblattes, — sie künden allein von dem tragischen Ende einer Kreatur, die ihre Art erhielt, — aber auch von der Unerbittlichkeit ewiger Gesetze.

lange warten, ehe jemand ihn ersuchte, den Bierhahn zu schwenken.

Auf den beiden Kegelbahnen exerzierte der Stamm 41, im Keller wurden Trupp- oder Sturmabende abgehalten, manchmal auch mit Leuchtbandgranaten geworfen, oft mit dem Tischling geschossen. Patsch, Patsch, Patsch, Patsch. Die flöberbüchse klatschte. Geheimnisvoll und leise arbeitete die Waffe, an der der Sturmbann truppweise in die Mysterien von Künne und Korit eingeweiht wurde.

Patsch, Patsch, Patsch. Das mußte alles ganz leise geschehen. Denn die Kommune schifanierte den Hauswirt, drohte mit Mieterstreik und peinigete die Polizei. Die Nazis eckeln wie raus, die Nazis eckeln wie raus. Den Penfer schmeißen wie tot.

Leise! Leise! hieß die Parole.

Wir wollten uns unser Sturmlokal erhalten, es war das dritte erst am Wedding. Jedes Sturmlokal ein Fort. Jede Kommunistenkeiße eine feindliche Festung. Festungen können erobert werden? Gewiß. Wenn wir goldene Kugeln gehabt hätten.

Denn die Anceipenwite am Wedding waren alle in „fester Hand“. Diese Wite hatten nicht das weiche Herz eines Vater Lehmann, eines Vater Grahn oder eines Vater Penfer. Erst später schwankte noch mancher der Thekenkönige in seiner politischen Gesinnung um. Vorerst war es ihnen lieber, von Rotfront „befehlt“ zu sein und dabei über Einnahmen regelmäßig verfügen zu können. Die Politik war ihnen Wurscht, nach dem Motto: Hauptsache, ich verdiene.

Wir wollen es nicht vergessen, Sturmwite haben in den Kampfjahren nichts an der SL verdient. Auch Vater Penfer trug seine Sorgen. Ich habe einen Schu — einen Schu — einen Schutengel.

Natürlich muß zugegeben werden, daß die Unsicherheit, mit der er sich außerhalb seines Thekenbereiches fortbewegte, nicht auf übermäßige Mächtigkeitszürückzuführen war. Außerdem trug auch hieran die SL ihr gerüttelt Maß an Schuld. Denn Vater Penfers Wahlspruch hieß: „Trinkt keiner meinen Schnaps, sauf ich det Zeug alleine!“ Und mit der strikten Durchführung dieses seines Wahlspruches war er unablässig beschäftigt. Oft mummelte er die inhaltschweren Worte seines Wahlspruches vor sich hin, schwenkte den Bierhahn, ließ den Stoff in seinen großen Spezialkrug schäumen oder fippte verzweifelt stöhnend eine Korn nach dem anderen.

Was hatte er denn auch sonst mit der SL zu tun. Er hatte eine Sympathie für diese Männer, gewiß. Es imponierte Vater Penfer, daß der SL-Mann für Arbeitsfrieden und Freiheit kämpfte. Insonsten aber hatte er wahrhaftig nichts mit der SL zu „tun“. Kam einer ins Lokal, verlangte er fünf Juno, drehte allenfalls den Wasserhahn auf. Schwupp, ist die Molle voll. Und sooft der Wasserhahn wieder zugebracht wurde, mußte Vater Penfer an den Gashahn denken, den er, endgültig und für seine Person allein, Tag für Tag ausdrehen drohte. Er befand sich finanziell am Ende.

Vater Penfer war nun schon seit langem persönlich sein bester Gast. Er mußte das bißchen Bier selber trinken, damit es nicht sauer wurde. Bier hat auch seinen Nährwert. Man sah es an Vater Penfer, der vom Tapsen lebte.

Ich habe einen Schu — ich habe einen Schu — ich habe einen Schutengel. Daß er mit diesem Schutengel sobald schon in persönliche Bekanntschaft geraten würde, hatte er niemals geglaubt. Es kam aber der Tag, wo Vater Penfer den Truppführer Erich Pfeffe zu sich rief, im Halbkreis feierlich um sich versammelte und folgende Worte sprach:

„Lieber Erich, ich bin pleite!“

Eine echte Träne spritzte auf den Thekenf. Erich klickte, und klickte erschrocken nochmals. Die Träne stammte wahrhaftig aus Vater Penfers Auge und nicht aus der Nase.

Die Sache war ernst, die Träne war echt. Die Pleite nicht erlogen. Erich Pfeffe, in Trauersachen, Räumungssachen, Pfändungen und ähnlichen peinlichen Angelegenheiten voll umfassender persönlicher Erfahrung, tröstete Vater Penfer und trocknete die kostbare Träne des alten Mannes. Er erkannte deren Wert. Bei einem starken Trinker sind echte Tränen selten. Männer weinen nicht leicht, und solche hinter der Theke gleich gar nicht.

Aus Vater Penfer war insolge seiner Finanznöte ein Coue mit umgekehrten Bezeichnungen geworden. Es geht mir von Tag zu Tag schlechter und schlechter.

Und als wir eines Nachts nach Hause gestieft waren und ich mich von Erich Pfeffe trennen wollte, schnupperte mein Erich in die Nacht hinaus, die mit einem trübem Großstadthimmel über dem Wedding hing, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich seh noch mal zu Vater Penfer zurück, er war heute gar nicht in Ordnung und hat eine echte Träne geheult, er will sich das Leben nehmen, hat er gesagt, geradezu versprochen hat er mir det. — Erstens glaube ich ihm das, zweitens wäre Vater Penfer zu schade für einen

gewaltigen Tod, und drittens stell dir die „Note Fahne“ vor: „SL treibt Sturmwite zum Selbstmord!“ Das wäre eine Schlagzeile! Das ist untragbar. Ich jeh zurück.“

Er begleitete Erich Pfeffe bis an Vater Penfers Wohnung. Alles verschlossen. Auch das Lokal verriegelt und verriegelt. Ein wenig blaß froh Erich schließlich durch das Küchenfenster. Das Lokal war öde und leer. Erich kommt lange nicht wieder. Und was er nun erlebte, das soll er selbst erzählen:

Also, ich suche den jungen Laden ab, ich rufe. Vater Penfer gibt kein Lebenszeichen von sich. Schließlich will ich in Keller. Die Tür war von innen verschlossen. Ich schreie: Vater Penfer, Vater Penfer! Keene Antwort. Der Mann bleibt stumm, wie 'n Kronzeuge. Ich drehe mit Mühe von außen den Schlüssel heraus und stoße ihn durch. Ich nehme meinen Haken und kriege schließlich das Schloß mit dem Dietrich auf. Ich kriege auf der Kellertreppe den Lichtschalter zu fassen. Und wat soll ich die sagen: Auf der letzten Stufe unten sitzt Vater Penfer, und zwar regungslos. Ich mir sofort rangepöschelt. Ich stoße ihn an, aber er meldet sich nicht. Aee, tot is er nich. Links hat er 'ne Pistole liegen, die große 08, rechts hat er 'ne Pulle Kognak liegen, noch größeres Kaliber. — Die Pistole war voll, die Pulle war leer.

Nu wußte ich, Vater Penfer lebt. Die Pistole nahm ich an mir, hier isse. Weiter wollte ich Vater Penfer in seine Selbstmordgedanken nicht stören. Den Hauptkahn vont Jas drehte ich ab, den Schlüssel nahm ich an mir, hier isse.“

Kein Wort ist jemals über den Fall gesprochen worden.

Vater Penfer hat auch niemals seine Pistole vermisst.

So glaubten wir.

Es ist Vater Penfer dann noch viel schlechter gegangen; aber er hat durchgehalten. Als eines Tages das Karl-Liebknecht-Haus sich persönlich um Vater Penfer bemühte und ihn durch ein Darlehen und Vermittlung einer neuen Brauerei seine Existenz garantieren wollte, ihm schnellstens eine Sanierung für den Fall in Aussicht stellte, daß er sich vertraglich verpflichtete, fortan „neutral“ zu werden, also der SL den Zutritt zu seinem Lokal zu verbieten, lehnte Vater Penfer ab. Er blieb seiner SL treu: „Ich habe mir nu mal an die Antialkoholiker gewöhnt“, meinte Vater Penfer.

Und an dieser seiner Meinung scheiterten alle kommunistischen Verjuche, dieses Fort der SL am Wedding zu erobern.

Einmal aber, als es finanziell ganz verzweifelt um Vater Penfer stand, rief er abermals Erich Pfeffe zu sich. Und als der fragte: „Du wirst doch nicht etwa Dummkheiten machen, Vater Penfer?“ lächelte der Sturmwite listig: „Aee, nee, ich tu mir nicht an, kommt ja gar nicht in Frage. Det hat keen Zweck bei mir, ich soll leben bleiben, und Sturmwite soll ich ooch bleiben. Ich muß meine Sorgen tragen. Ich will dir wat im Vertrauen sagen, Erich. Ich bin mal in Keller gegangen und wollte Schlup machen, hatte alles hinter mir verschlossen und 'ne Pulle Kognak mitgenommen. Und wat soll ich die sagen? Is doch mein Schutengel gekommen, hat mir erst die Pulle Kognak ansjesoffen und denn meine Pistole jeklaut! Wenn det kein Zeichen vom Himmel is! — Ich habe einen Schu — ich habe einen Schu — einen Schutengel!“

Der Schutzengel des Herren Penfer — persönlich

Ein lustiges Erlebnis von Otto Paust

Im Hinblick auf die letzte Tagung des Kulturkreises der SL in Berlin bringen wir nachstehende Erzählung des Dichters und Führers der Mannschaft, SL-Standartenführers Otto Paust, aus der Berliner Kampfzeit am Wedding. „Ich habe einen Schu — ich habe einen Schu — einen Schutengel!“ pflegte Vater Penfer zu sagen, sooft er gestolpert und wieder einmal mit heiler Haut davongekommen war. Sooft ich Vater Penfer sträucheln sah, sooft kam er mit heiler Haut davon. Es war ein Wunder, denn Vater Penfer geriet stets ins Wanken, sobald er sein Revier verließ. „Ich habe einen Schu — ich habe einen Schu — einen Schutengel!“

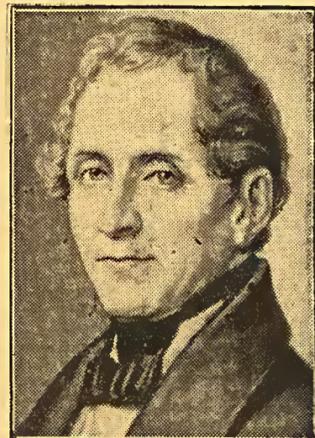
Nee. Wir besaßen genug Erziehung, Taktgefühl und was in solchen Situationen noch notwendig ist, Vater Penfers mißglückte Gehversuche außerhalb seines Thekenbereiches auf seine Augenschwäche abzuwaschen. — Der Mensch hat so viele Schwächen. Die charakterfesteste ist wohl die Augenschwäche.

Ja, wir liebten Vater Penfer. Nicht etwa, weil er, hinter seiner Theke hervor, die flüssigen Schätze seines Reiches auf Pnny lieferte. Das war ihm verboten, es handelte sich ja um ein SL-Lokal. Und wer etwas verzeihete, mußte befehlen. Laut Sturmbann-Sonderbefehl durften Sturmwite nicht anschreiben.

Nein. Wir schätzten und eheten Vater Penfer aus ganz anderen Gründen. Bevor er nämlich seine Sympathie für die SL entdeckte, hatte er ein ruhiges bürgerliches Dasein geführt. Er lebte hinter seiner Theke und konnte seine Gäste als Kunden und Konsumenten bezeichnen. Es wurde etwas umgesehen, es wurde was verzehrt. Und auf den beiden Kegelbahnen in seinem langgestreckten Keller wurde gefegelt. Daher der Name Keglerheim Schöwalder Straße.

Die Sorge hielt Einzug.

Sobald Vater Penfer aber den Kampf gegen den Bolschewismus auf seine Art aufnahm, das heißt, sobald er sich entschlossen hatte, die SL in seine Räume zu lassen und das Keglerheim zum Sturmlokal zu wandeln, begann die Sorge bei ihm Einzug zu halten. Zwar war sein Lokal ständig überfüllt, fortab war kaum ein Stuhl bei ihm zu haben. Aber an leeren Tischen saßen die Männer mit den braunen Herzen. Und wenn sich nicht ab und zu einmal ein Nazifreund, den Vater Penfer „Sympathisierenden“ nannte, in sein Lokal verirrete, um der SL eine Stubenrunde bzw. -lage zu spenden, dann konnte Vater Penfer



Zum 150. Geburtstag von Joseph v. Eichendorff. — Am 10. März 1788 wurde Freiherr v. Eichendorff in der Nähe von Ratibor geboren. Besonders in seiner Jugend verkehrte er mit Arnim Brentano und Görres, die auf sein Wirken einen grossen Einfluss ausübten. An den Freiheitskriegen nahm er zuerst bei den Lützower Jägern teil, dann als Landwehrlieutenant und wurde später Beamter und betrieb als Oberpräsidialrat in Königsberg mit dem ihm befreundeten Minister v. Schön den Wiederaufbau der Marienburg. Seine Gedichte, die gesammelt zuerst 1837 erschienen, machten v. Eichendorff zu einem der volkstümlichsten deutschen Lyriker.

„Sublime“
die beste Tafelbutter
Theodor Bergander
Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620

Ältestes deutsches Familienlokal
Ao Franciscano
 Bürgerliche Küche - Gutgepflegte Getränke
 Rua Libero Badaró 26 - Telefon: 2-4281
 São Paulo

Ueberweisungen
 nach Deutschland
 und allen europäischen Ländern
 in den verschiedensten Währungen
REGISTERMARK - Reiseschecks
 - Kreditbriefe
Banco Germanico
 da America do Sul
 São Paulo
 Rua Alvares Penteado 17 (Ecke Rua Quitanda)
 Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5
 Santos, Rua 15 de Novembro 114

„Zum Hirichen“ Hotel und Restaurant
 Rua Victoria 186 - Tel. 4-4561
 São Paulo Inh.: Emil Russig

Dres. Lehfeld und Coelho
Dr. Walter Hoop
 Rechtsanwalt
 São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30,
 Telef.: 2-0804 - 2. Stock, Zim. 11-16 - Postfach 444

Preiswert **Kölnisch Wasser** Erfrischend
 das beliebte Qualitätsprodukt der
Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro
 Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

Deutsches Heim, Rio de Janeiro
 Rua 7 de Setembro 140 - 1
 Tel. 42-3601

Farben - Lacke - Pinsel
 und alle übrigen Bedarfsartikel
 für Hausanstrich und Dekoration
Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

In Santos an der Praia
Praça da Independência 7/14
Hotel Deodoro
 Solides deutsches Haus. - Niedrige Preise. -
 Erstklassige Küche. Bes.: **Conr. Müller.**

VIGOR-MILCH
 Die beste Milch in São Paulo
 S. A.
Fabrica de Productos Alimenticios "VIGOR"
 Rua Joaquim Carlos 178
 Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163

Die neuen Sturmlaternen
Petromax Rapid
 sind mit **Schnell-Zündung** versehen,
 ohne Alkohol-Vorheizung und brennen
 sowohl Gasolin wie auch Petroleum
 Erstklassige deutsche
 Qualitätsware der
Ehrich & Graetz A. G.
 Berlin SO 36
 Lieferbar in 3 Grössen bis zu 500 Kerzen, mit
 oder ohne Blendschirm
 Ausführlichen Katalog mit Abbildungen und Preisen, auch über **Petromax-**
 Hängelampen, Tischlampen und die weltbekanntesten **Graetzin-Alkohol-**
 Hängelampen erhalten Sie im Fabrikslager
E. OLDENDORF, Caixa postal 1072, SÃO PAULO
 Rua Senador Quelroz 79-A - Tel. 4-0190
 Agentur und Lager in Rio: **LEO VOOS, Rio de Janeiro**
 Rua São Pedro 106, 3º andar
 In Curitiba: **CLAUS JOHANN, Curitiba, Rua Dr. Muricy 282-A**

CONDOR FLUGDIENST
 PASSAGIERE
 POST
 FRACHT
 Teleg. AERONAUTA
 Succursale São Paulo: Telef.: 2-7919, Rua Alvares Penteado, 8
 Succursale Santos: Telef.: 5001, Rua 15 de Novembro, 17

CASA TURE
 Rua Direita 13-a
 Das deutsche Haus für feine Herren-Artikel
 JENKE & SCHAEFFTER

CASA LITORAL
 Rua General Osorio 152.
 Tel. 4-1293
 Feinste Würstwaren, Boller, Käse, Delikatessen aller Art. Sämtliche Backzutaten. Lieferung frei Haus.

Gehetzte Menschen

Ein Roman aus den Jahren nach 1923 von Tüdel Weller

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, Verfilmung, Radiosendung, vorbehalten. Copyright 1937 by Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf., München.

(8. Fortsetzung)

„Nehmen Sie mir das offene Wort nicht übel —“ antwortet, fast grob, Dr. Singer — „aber Sie haben ja vom wirklichen Leben keine Ahnung! Sie reiten egalweg Ihr Steckenpferd von den bösen Juden und werden sich dabei eines Tages den Schädel einrennen. Der Hauptgrund ist: Sie kommen eben aus der Provinz, aus der dunkelsten Provinz, haben den Kopf voller Flausen und kennen Berlin nicht! Sehen alles schwarz in schwarz, vergessen ganz, dass wir alle nur Menschen sind. Und kommt Ihnen ein Jude in die Quere, dann kriegen Sie Zustände wie ein hysterisches Frauenzimmer.“
 Doch nun knirscht sein Begleiter:
 „Wenn ich nur einen sähe, dann wäre ich noch zufrieden, aber ich sehe nur Juden... an allen wichtigen Posten immer nur Juden und nochmals Juden! Das ist es ja eben: in der Universität, auf den Strassen, im Kabarett, im Finanzamt, am Wannensee, überall, überall... Juden, Juden und nochmals Juden!“
 „Schreien Sie doch nicht so laut — Sie machen ja das ganze Lokal rebellisch!“
 „Ist mir gleichgültig. Stimmt es etwa nicht?“
 „Natürlich stimmt es. Aber das spricht ja nur alles für sie! Denken Sie nur, in Deutschland gibt es nicht mal dreiviertel Millionen Juden, jedoch besetzen sie infolge ihrer Tüchtigkeit und ihres Fleisses einen Grossteil aller wichtigen Stellen. Spricht das nicht für sie?“
 „Nein — es stimmt nicht! Denn sie haben sich hereingegauert, das verstehen die Brüder ja ausgezeichnet.“
 „Das ist eine plumpe, durch nichts bewiesene Unterstellung, Herr Mönkemann. Das ist — bildlich gesprochen — nichts anderes als Brotneid. Der Geschäftsmann, der in seiner Strasse einen Konkurrenten hat, wird

von ihm, sobald er sich unterlegen fühlt, sobald sein eigener Umsatz zurückgeht, behaupten, der andere arbeite mit unlauteren Mitteln... man kennt das doch.“
 „Und wenn der andere ein Jude ist, dann hat er todsicher recht. Denn die Gaunerei liegt ihnen doch im Blut!“
 „Was Sie nicht sagen... warum schützt ihr euch denn nicht davor?“

Confeitaria  **Viennense**
 Ältestes und vornehmstes Haus
 Nachm. und abends gutes Konzert
 Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETININGA 239 - S. Paulo

Peter Mönkemann horcht auf: „Sagten Sie soeben nicht „ihr“? Rechnen Sie nicht auch dazu? Sind Sie schliesslich auch...“
 „Ich bin — das sagte ich ihnen früher schon — ein Freund der Juden. Ich schätze sie wegen ihrer Leistungen, wie das alle anderen, vernünftigen denkenden Menschen auch tun. Aber so beantworten Sie zuerst doch meine Frage: warum schützen Sie sich nicht vor ihnen, Sie und... die Leute ihres Schlages? Und vor allem — wie wollen Sie sich vor diesen wegen ihrer Tüchtigkeit so gefährlichen Juden schützen... es muss sehr interessant sein, das von Ihnen zu erfahren.“
 „Warum — warum —“ der junge Mann findet nicht zurecht. Er spürt, er wird wieder unterliegen bei der Auseinandersetzung.
 „Vielleicht kommen wir nicht gegen sie auf, heute noch nicht,“ sagt er. „Es sind

eben zu wenige, die sich darüber überhaupt Gedanken machen. Es müsste...“
 Dr. Singer lacht, breit und echt: „Nun haben Sie sich selbst geschlagen, Herr Mönkemann. Das grosse deutsche Volk kommt also gegen diese Handvoll Juden nicht auf! Ist das nicht der glänzendste Beweis, dass die von Ihnen so Vielverlästerten allen anderen turmhoch überlegen sind? Sehen Sie das nicht ein?“
 „Gar nichts sehe ich ein!“ empört sich der Jüngere. „Wenn jemand die ersten Wanzen in seiner Wohnung bemerkt und er räuchert dann nicht sofort aus — radikal, mit Giftgas und anderen Stoffen —, dann hat er später die Bude voll und kann sich vor Ungeziefer nicht mehr retten. Dann sind eben die Wanzen Herren der Wohnung. Und

nach?“
 „Nicht nach Deutschland, das ist sicher! Nach Palästina... oder nach Asien — jedenfalls möglichst weit fort — möglichst weit!“
 Der andere lacht wieder, aber es erweckt doch den Eindruck des Erzwungenen.
 „Und das würden Sie mit allen Juden machen?“
 „Mit allen, die in Deutschland sind, ohne eine Ausnahme!“
 „Auch mit den getauften?“
 „Aber selbstverständlich! Das sind doch gerade die gefährlichsten, vor den getarnten Halunken muss man sich immer besonders in acht nehmen.“
 Dr. Singer zieht hastig und nervös an seiner Zigarette. Die Rauchwolke umhüllt ihn fast wie mit einem Schleier.
 „Nach Ihrer Meinung ist das also nur Tarnung, wie?“
 „Ganz gewiss — nur Bluff, um die dämlichen Gojim besser hereinlegen zu können. Sie kennen doch Heine, nicht? Heinrich Heine oder Harry, wie sein richtiger Vorname lautet.“
 „Selbstverständlich kenne ich ihn... sogar mein Lieblingsdichter!“
 „Dichter ist gut... aber davon abgesehen — Sie wissen Goch wohl auch, was er von sich, von seiner eigenen Taufe und damit zugleich auch von der seiner Rassegnossen dachte und sagte? Nicht...? Merkwürdig — darf ich Ihnen sonst so tadellosen Gedächtnis nachhelfen?“
 „Bitte sehr,“ entgegnet Singer hochmütig. Der Jüngere merkt: Das Thema ist ihm offensichtlich peinlich, und so beharrt er erst recht dabei und rezipiert — plötzlich heiter und wohlgelaunt — Heines Glaubensbekenntnis, das er kurz nach seinem „Uebertritt zum Christentum“ abfasste:
 „Und du bist zu Kreuz gekrochen — zu dem Kreuz, das du verachtest — das du noch vor wenig Wochen — in den Staub zu treten dachtest!“
 „Gefällt Ihnen das nicht, Herr Dr. Singer? Konnte damals die Mutter Kirche stolz sein, einen so seltenen Vogel gefunden zu haben, was?“
 Der Ältere lächelt jetzt mühsam, es kostet Anstrengung.

ÄRZTETAFEL

Dr. Mario de Fiori

Spezialarzt für allgemeine Chirurgie
Sprechst.: 2-5 Uhr nachm., Sonntags: 2-3.
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038

Dr. G. H. Nick

Facharzt
für innere Krankheiten.
Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371
Privatwohnung: Telefon 8-2263

Deutsche Apotheke

in Jardim America
Anfertigung ärztlicher Re-
zepte, pharmazeutische
Spezialitäten - Schnelle
Lieferung ins Haus.
RUA AUGUSTA 2843
Tel. 8-2182

Dr. G. CHRISTOFFEL

Diplom Berlin und Rio
Spezialarzt f. innere Krank-
heiten, bes. Verdauungs-
störungen (Magen, Leber,
Darm, Ernährung), Bron-
chialleiden (Asthma), Herz,
Stoffwechsel. - Tel. 4-6749
Praça Republica 8
10-12 und 4-6 Uhr.

Dr. G. BUSCH

Diplome der Universitäten München und Rio de Janeiro
Konsultorium: Rua da Consolação 23 - 3. Stock - Tel. 4-4272
(Palacete Santa Rosa)
Sprechstunden: Montags bis Freitags von 3-6 Uhr, Sonntags
von 1-4 Uhr (Platzkarten). Chirurgie, Frauenleiden, innere Medi-
zine, Haut- und Geschlechtskrankheiten, ultraviolette Strahlen (künst-
liche Höhensonne) und Röntgenuntersuchungen.
Wohnung: Alameda Rocha Azevedo 391 - Tel. 7-3007

Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt „Saxonia“

Annahmestellen: Rua Lib. Badaró 73. Tel. 2-2396
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

Dr. Erich Müller-Carioba

Frauenheilkunde und Geburtshilfe
Röntgenstrahlen - Diathermie
Ultraviolettstrahlen
Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4,30
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

Deutsche Apotheke

Ludwig Schwedes
Rua Libero Badaró 45-A
São Paulo / Tel. 2-4468

Diplomierter Zahnarzt

Herbert Pohl
Sodhaus Martinelli
12. Stock, Zimmer 1232
Telefon 2-7427

GALERIA HEUBERGER

AVENIDA
RIO BRANCO 118-120
RUA BUENOS AIRES-79



KUNST IN HANDWERK,
FIGUR UND BILD.
RIO DE JANEIRO

Zeit, Geld und Arbeit

wird erspart, wenn die Erledigung aller Geld-
angelegenheiten der Bank übertragen wird.
Wir stellen Ihnen unsere gesamte moderne
Organisation für die EINZIEHUNG von

DUPLICATAS,
WECHSELN,
HYPOTHEKEN-ZINSEN
MIETEN usw.,

sowie in allen bankgeschäftlichen Ange-
legenheiten zur Verfügung.

Banco Allemão Transatlântico

Rua 15 de Novembro 38

Deutsche Handwerker

Richard Kröniger

Edelsteinschleiferei. Rua
Xavier Toledo 8-A -
Telefon: 4-1083

Jorge Dammann

Deutsche Damen- u. Herren-
schneiderei. Große Auswahl
in nat. u. ausländ. Stoffen.
R. Vitoranga 193, Tel. 4-2320

Josef Hüls

Erstklassige Schneiderei. -
Mäßige Preise. - Rua Dom
José de Barros 266, Jobr.,
São Paulo. Telefon 4-4725

Heinrich Lutz

Deutsche Schuhmacherei

Rua Sta. Epigenia 225

Radio Hertz

Rua Dom J. de Barros 265
(gegenüber Gef. Germania)
Reparaturen aller Typen. -
Apparatebau,
Transformatorwicklung.

João Knapp

Klempnerei, Installation.
Regist. Rep. d. Iguaçu u.
Cfj. - Rua Monf. Passa-
laqua 6. Telefon: 7-2211

Georg Diegmann

Schneidermeister

Rua Aurora 18

Bar Allemão

INDIANOPOLIS

Avenida Jandira N. 11

ÄLTESTES DEUTSCHES

Familienlokal

Wilhelm Mertens.

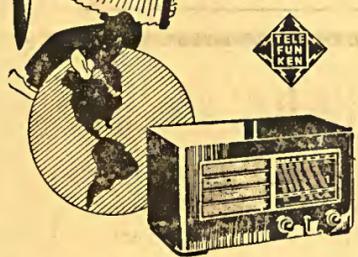
Rockmann & Lichtenthaler

Rua Aurora Nr. 135

Ältestes deutsches Möbelhaus

Grosse Auswahl in kompl.
Zimmern u. Einzelelementen.
Auch TAUSCH und KAUF
von gebrauchten Möbelstücken

Fine Welt voll
Musik



erschliesst sich Ihnen mit jedem
Rundfunk - Empfangsgerät von
Telefunken. Sie hören Musik und
Sprache in natürlicher Reinheit;
es ist ein Genuss.

Siemens-Schuckert S.A.

R. Flor. de Abreu 43 - S. Paulo - Tel. 3-3157

TELEFUNKEN

DIE ÄLTESTE ERFAHRUNG - DIE MODERNSTE KONSTRUKTION

Brahma-Braustüb'l

Rua Dom. de Moraes 99

Täglich Konzert

Deutsches Farbenhaus

Henrique Zuehlke & Cia.

S. Paulo, R. Christovam Colombo 1, Tel. 2-0671

Alleiniger Vertrieb der bekannten

TEMPEROL-FABRIKATE

(Lacke - Oelfarben - Lackfarben)

Reichhalt. Sortiment in: Pinseln, Buntfarben, Oelen,
Schablonen und sonstigen Malerbedarfsartikeln.

„Sie scheinen ihn gut zu kennen, den
Dichter Heine,“ meint er.

„Das ist noch gar nichts,“ trumpft Pe-
ter Mönkemann auf. „Der Gute hat auch
sonst noch nette Dinge über seine eigenen
Rassegenossen gesagt, einiges davon habe ich,
nur um es Ihnen gelegentlich aufs Brot
streichen zu können, letzthin auswendig ge-
lernt. Denn es ist wirklich zu interessant
... wollen Sie hören?“

„Gewiss - wenn es Ihnen Spass macht.“

„Doch - es macht mir Spass, sehr gros-
sen sogar. Hören Sie zu: im 13. Kapitel
seiner „Stadt Lucca“ sagt Harry, der be-
kanntlich in seiner Matratzengruft bei leben-
digem Leib an der Lieblingskrankheit aller
Juden verfault ist, von seinen eigenen Rasse-
genossen: Da kam aber ein Volk aus Aegypten,
und ausser den Hautkrankheiten und
den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren
brachte es auch eine sogenannte positive Re-
ligion mit, jene Volksmumie, die über die
Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten
Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Welt-
geschichte, ein Gespenst, das zu seinem Un-
terhalt mit Wechsellern und alten Hosen han-
delt...“

Was meinen Sie dazu, Herr Dr. Singer?
Hatte Harry, die dichterisch geladene Re-
klamekanone aller Juden und ihrer Freunde,
nicht allen Grund, zu Kreuze zu kriechen,
wie er in seinem Glaubensbekenntnis sagt?
Er musste sich doch von seiner sogenann-
ten positiven Religion befreien, und im übrigen
ist ihm zuzutrauen, dass er über alles,
was seine Rasseangehörigen anging, genü-
gend unterrichtet war. Und wenn ihn auch
das Taufwasser nicht von seiner eigenen
Hautkrankheit befreien konnte, wegen dieser
seiner zeitweiligen Ehrlichkeit geniesst er
meine stille Achtung!“

Dr. Alex Singer lehnt sich tief in den
Sessel zurück, ein wenig überrascht und ein
wenig verwirrt.

„Meine Hochachtung,“ sagt er endlich. „In
Ihnen habe ich mich ausserordentlich ge-
täuscht, das sehe ich erst jetzt ein. Sie ken-
nen Heine wirklich noch besser als ich, ha-
ben ihn ja förmlich studiert! Unglaublich,
wie Sie so mit langen Zitaten aufwarten kön-
nen. Meine Hochachtung,“ wiederholt er
nochmals, immer noch verblüfft.

„Man soll sich auch mit seinen Feinden
beschäftigen,“ entgegnet der Jüngere. „Ich
arbeite fleissig daran. Sie dürfen das ge-
trost glauben, und ich kann Ihnen weiter-
hin versichern, dass es kaum etwas Interes-
santeres geben kann. Man muss sich das
Material gegen sie aus ihrem eigenen La-
ger holen, im Krieg ist bekanntlich alles
erlaubt!“

„Und Sie führen mit den Juden Krieg,
was? Auf eigene Faust und mit allen Mit-
teln.“

„Könnte ich nur, wie ich wollte,“ entgeg-
net der Jüngere verbissen. „Alle Mittel soll-
ten mir recht sein - auch das letzte. Damit
sie verjagt würden, dahin, wo sie herge-
kommen sind. Müsste das ein Leben sein
in Deutschland - ohne Juden! Ohne diese
unwürdige Kriecherei unseren früheren
Kriegsgegnern gegenüber, ohne die Schmach
und die Schande dieser verrotteten Juden-
republik, all dieser Aasgeier, die uns aus-
powern, uns nicht hochkommen lassen! Die
Millionen hungern lassen, damit sie selbst
sich mästen können, diese Bonzen, die kein
Vaterland kennen, das Deutschland heisst!

Diese jämmerlichen Hunde, die vor Angst
jaulen und ihre Feigheit dann Pazifismus
nennen, diese...“

„Hören Sie auf!“, fällt Dr. Singer ihm
ins Wort, und er zeigt wieder ein belustig-
tes Wesen, „hören Sie auf, Herr Mönke-
mann, wir sind nicht allein hier. Es gibt
auch hier in diesem Lokal genug Leute,
die anders denken als Sie, und ich möchte
Ihnen Unannehmlichkeiten ersparen,“ schliesst
er im Ton väterlichen Wohlwollens.

Der andere sammelt sich, zwingt sich zur
Ruhe:

„Was soll Ihre Ermahnung bedeuten?“

„Das ist doch nicht schwer zu erraten.
Sie reiten da wieder mal eine wilde At-
tacke... es wäre immerhin möglich, dass
es manchem der vielleicht unfreiwillig Zu-
hörenden nicht passt. Sie wissen doch: Aus-
einandersetzungen dieser Art pflegen oft
handgreiflich zu enden.“

Der andere lacht geringschätzig: „Besten
Dank für Ihren gütigen Rat. Im übrigen -
so ganz unrecht haben Sie ja nicht... es
ist nun mal in dieser Judenrepublik verboten,
die Wahrheit zu sagen, nicht wahr? Aber

sonst: Sie können beruhigt sein - das Wort
Angst gibt es für mich nicht!“

„Ein stolzes Wort,“ lobt der Ältere mit
ersten Gesichtszügen, aber es ist nicht er-
sichtlich, ob nicht doch Ironie dahinter steckt.
„Wirklich - ein stolzes Wort... und der
Bizeps wird ja auch entsprechend entwickelt
sein?“

Peter Mönkemann stutzt - ach so, darauf
will er hinaus. Und wenn schon... „Er ist
gut entwickelt, Herr Dr. Singer! Ich hoffe,“
setzt er ein wenig zögernd hinzu, „dass Sie
persönlich es nie an sich selbst erfahren
werden!“

„Das ist allerhand...“ murmelt der Mann
an seiner Seite, „... das ist stark -, aber
sagen Sie doch, muss man dazu - zum Los-
schlagen, meine ich - nicht auch ein
Grund, einen Anlass haben? Halten Sie über-
haupt diese Art des mittelalterlichen Faust-
rechtes für die richtige Methode? Ist es
nicht vielmehr beschämend, ja geradezu ent-
würdigend, unter gebildeten Menschen Der-
artiges auch nur anzudeuten?“

Peter Mönkemann schweigt. Ihn überfiel
jäh und unvermittelt ein abgründiger Hass
gegen den Menschen, der neben ihm sitzt.
Er weiss selber nicht, woher diese plötz-
liche Aufwallung kommt, sie ist einfach da,
sie schlug über ihm zusammen, wie eine
Meereswoge, vom Sturm getrieben, unerwar-
tet einen Felsen überspülen mag. Und die-
ser Hass macht ihn hellhörig, macht ihn
sehr feinfühlig: was will dieser Kerl eigent-
lich von mir, überlegt er. Warum sucht er
immer wieder meine Gesellschaft? Doch
nicht, um sich von mir bittere Wahrheiten
über seine Freunde, die Juden, sagen zu
lassen!

„Sie sind mir bisher die Antwort auf
meine letzte Frage schuldig geblieben,“ be-
ginnt Dr. Singer wieder.

„Nun gut - wenn Sie es durchaus er-
fahren wollen: ich halte in manchen Fäl-
len die Ausübung des Faustrechtes für das
einzig Senkrechte! Ein Schwein in Menschen-
gestalt bleibt eben ein Schwein, da helfen
weder Taufwasserlein noch Erziehungsmetho-
den. Da helfen oft auch keine Ermahnungen
und keine noch so geistreichen Erwägungen,
und so bleibt zum guten Schluss nur eins:
die Faust. Je härter, um so besser!“

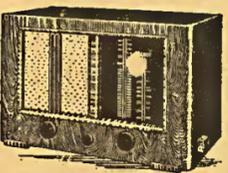
Erfreuen wir uns ge-
sunder Zähne dank



der
wissenschaft-
lichen Zahnpasta

Die neuen
MODELLE

M 1037/38
MENDE
Der Meister des Wohlklangs



Mende Super Record
TYP 265

Superhet mit 5 modernen Röhren und 7 Kreisen, für Kurz- und Langwellenempfang.

Grosse Belchweite - absolute Trennschärfe und die bekannte MENDE-Tonqualität!

Eine Rekordleistung in Qualität zu einem wirklichen Reklamepreis!

Mende Luxus Super
TYP 365

Superhet mit 8 modernen Röhren und 9 Kreisen. Alle letzten technischen Neuheiten, wie Magisches Auge, verzerrungsfreie Bandfilter, wirkungsvollster Fadingausgleich etc.

Stilvolles, wunderschönes Nussbaumgehäuse.

Verlangen Sie
eine unverbindliche Vorfahrung!

Alleinige Importeure und Depositäre:
CASA MENDE
Largo Paysandú 110 - Loja - Telefon 4-7690

Salchicharia Trentina
Rua Libero Badaró 497

Teile hierdurch der geschätzten deutschen Kolonie höflich mit, daß ich außer den bekannten schmackhaften Sandwichs von nun an auch die beliebten und schmackhaften Biere sowie Schoppen der Cia. Sanfatica führe.

Versicherungen
Caixa post. 94 **G. Opitz** Telefon 2-6483

Confeitaria Allemã
moderne Bäckerei
Praça Princesa Isabel 2
Telefon: 5-5028

empfiehlt seine ff. Torten, Kuchen aller Art, tägl. fr. Schwarz- und Korbweibrot, sowie westfäl. Pumpernickel usw.

Wilhelm Beurschgens

Livraria Delinee
Aelteste deutsche Buchhandlung
Rua São Bento 541 - Caixa Postal 2-V São Paulo

Reichhaltigstes Sortiment. Bestellungen werden rasch und gewissenhaft ausgeführt.

Gebrauchter elektr. Eisschrank
mit vier Türen, in gutem Zustand, billigst zu verkaufen.

Möbelhaus Walter Schulz
R. Gen. Couto de Magalhães 13 / Tel. 4-3287

Reiche Auswahl in Vorlagen aller Preislagen. Fachmännischer Rat bei Anfertigungen. Grosser Stock in neuen und gebrauchten Möbeln

Kauf - Verkauf - Tausch

BANDONEONS und
Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die meist gesuchten. - Generalvertreter:

Adolf Schwab, Pelotas Rio Grande do Sul

Agenturen an verschiedenen Plätzen können noch vergeben werden.

H. S. D. G.
Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

Antonio Delfino
fährt am 26. April nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA, RECIFE, MADEIRA, LISSABON, BOULOGNE S/M., und HAMBURG

Cap Arcona
fährt am 29. April nach: RIO DE JANEIRO, MADEIRA, LISSABON, SOUTHAMPTON, BOULOGNE S/M und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
Antonio Delfino		26. April
Cap Arcona		29. April
General Osorio		3. Mai
Madrid	28. April	14. Mai
Monte Sarmiento	28. April	18. Mai
Cap Norte	5. Mai	24. Mai

Besondere Ermässigungen für Touristen in der ersten, zweiten und Mittel-Klasse.

Auskunft und Beratung:
THEODOR WILLE & CIA. LTDA.
São Paulo - Santos - Rio - Victoria

Feuer - Diebstahl - Leben - Unfall/Krankheit - Transport - Reisegepäck - Automobil - Haftpflicht - Arbeits-Unfall - Capitalisação - KRANKENKASSE des D. H.

H. THOMSEN
VERSICHERUNGEN

Rua Libero Badaró 107, 2º, 6.
Caixa Postal 2358 - São Paulo - Telefon 2-3758

Handbuch der
Ingenieurwissenschaften
16 Bände, antiquarisch,
billig abzugeben
Typographia Wenig
Rua Victoria 200, São Paulo

DJN-Radio
erscheint jeden Monat
in gediegener Ausstattung und ist zu beziehen durch unseren Verlag

Denkt an die Erneuerung der Bezugsgebühr!

dann würde ich... würde ich..." er stockt. Der Hass ist wieder aufgestanden, raubt ihm die klaren Besinnung.

„Nun...? Was würden Sie?“ drängt der andere.

„Ich würde versuchen, auf andere Art zum Ziele zu kommen, damit es — wenn möglich — einen Lumpen weniger gäbe in Deutschland.“

„Ich verstehe —“ antwortet Dr. Singer schwer und bedeutungsvoll.

„Ich verstehe vollkommen...“

Winterartikel

**Morgenröcke
Schlafanzüge
Wollschals und Tücher
Pullover, Sweater
Unterwäsche
Mäntel
Strümpfe**

Casa Lemcke
S. PAULO, Rua Libero Badaró 303
SANTOS, Rua João Pessoa 45-47

Eine lange Pause schiebt sich ein, in der jeder von ihnen seinen Gedanken nachhängt. Du kannst von mir annehmen, was du willst, sagt sich der Junge. Wenn du immer noch nicht genug haben solltest: ich werde auch in Zukunft nicht hinter dem Berg halten. Werde mich höchstens dann und wann dumm stellen — eines Tages verrätst du dich doch. Und lernen kann ich von dir viel, viel mehr, als ich je aus allen Büchern, die sich mit der uralten Firma befassen, erfahren kann. Du Judenfreund — du seltsamer Judenbonzel

Er weiss es, sagt sich Dr. Singer. Dieses alte Weib hat doch nicht dicht gehalten. Hat doch diesem Burschen gegenüber ausgepackt, in ihrem Fuselrausch. Er weiss es zwar, aber — er hat keine Gewissheit, die Alte wird aus Angst vor mir alles widerrufen haben, als sie nüchtern war. Und ich werde sie jetzt noch unter Druck setzen, sie muss — wenn es darauf ankommt — bei ihrem verfluchten Christengott beschwören, dass sie alles erfunden hat. Dieser dumme Tölpel

tappt ja noch immer im Dunklen, aber ich werde ihn gut im Auge behalten. Er müsste unter die Weiber kommen, an einer Stelle sind sie ja alle verwundbar, diese altnungslosen, hochmütigen Teufel. Er soll Berlin sehen, wie es wirklich ist, er soll es kennenlernen, dieses Berlin, das uns gehört, uns — den Juden. Und hoffentlich kommt er eines Tages in der Gosse, auf dem Strassenkehricht, aus.

Was sagte er: damit es einen Lumpen weniger gäbe? Warte ab, du Vieh, es wird bald einen mehr geben in dieser Stadt, und was ich hierbei tun kann, das soll geschehen!

Plötzlich sagt er, an die vorherige Wendung anknüpfend:

„Aus Ihrem Holze sind die Fememörder geschnitzt. Aus Ihren verhetzten, masslos aufgeputzten, alle Wirklichkeiten übersehenden Reihen kommen sie.“

Peter Mönkemann blickt ihn an, unverhüllt Hass steht wie ein Fanal in seinen Augen. Das Gefühl geht wieder mit ihm durch, er achtet nicht einmal darauf, dass der bedienende Kellner an den Tisch getreten ist, er antwortet, alle Hemmungen ausser acht lassend:

„Und aus Ihrem Holz sind die Opfer dieser Fememörder gemacht, und — das Ganze erscheint mir jetzt, nachdem ich Sie kenne, bedeutend begreiflicher als früher!“

Damit steht er auf und verschwindet. Und ich bekomme dich doch noch klein! schwört sich Dr. Singer.

Der Ober fragt ihn, mit dem Abräumen des Geschirrs beschäftigt und auf den Davoneilenden deutend:

„Kleine Auseinandersetzung gehabt, wie?“

„So kann man es auch nennen,“ meint der Gast mit heiterer Miene. „Haben Sie seinen letzten Satz gehört?“

„Meinen Sie das von den Opfern der Fememörder? Ja — das habe ich gehört, aber ich bin verschwiegen. In unserem Beruf hört und erfährt man so manches, das man für sich behalten muss.“

Peter Mönkemann fasst — noch im ersten Zorn — den heftigen Vorsatz, in Zukunft jedes Zusammensein mit Dr. Singer zu vermeiden. Diesen Judenknecht wird er keines Blickes mehr würdigen.

Doch bei nüchterner Betrachtung verwirft er diesen Plan: wozu auch, das kann er immer noch. Man soll auch von seinen Feinden lernen, geht es ihm wieder durch den

Sinn. Ausserdem — es liegt etwas Eigenartiges darin, in die seelischen Abgründe eines Menschen zu schauen, der ihm in widerwärtiger, in oft hassvoller Empfindung so fern und fremd ist, als sei er irgendeinem verhängnisvollen Stern entflohen.

Schiebgeleitete Menschen

Es gibt Leute, bei denen der geringste Neger auf den Magen zu schlagen pflegt. Weissen Verdauung gestört ist, der neigt sehr leicht zur schlechten Laune und vergällt damit sich und seiner Umgebung alles. Verdauungsstörungen sind immer unangenehm, und besonders hartnäckiger Durchfall ist bei Kindern oder auch Erwachsenen durchaus keine harmlose Angelegenheit. Es ist falsch, zu warten, bis sich alles von selbst wieder einrenkt. Wer sich, was im Sommer besonders leicht passieren kann, einen Durchfall zugezogen hat, der zögere nicht, diesen mit Edoformio zu bekämpfen. Edoformio reguliert die Verdauung sofort und verhindert damit bössartige Folgeerscheinungen. Edoformio ist eines der bewährtesten Bayerprodukte — es wird von Jung und Alt gleichgut getragen.

Und dazu kommen die langen Stunden der Einsamkeit, darüber muss er stets allein hinwegkommen, und so verkürzt er sie, wo er nur kann; auch das ist ein Grund mehr, sich hin und wieder mit dem anderen einzulassen. Denn lernen kann er von ihm sehr viel, daran ist kein Zweifel.

Es drängt ihn immer in allem Zwiespalt der Gefühle zu Besonderem, zu Hohem. Diese Weltstadt ist nichts für ihn, zwischen diesen trostlosen Mauern entblättert alle in stillen Stunden gehegten Blüthenräume: wollte er nicht in straffer Selbstzucht aufsteigen zu Gipfelpunkten, die nur in harter, ehrlicher Arbeit, in schöpferischem Schaffen zu erreichen waren? Aber wo waren in dieser Zeit Sinn und Ziel des Daseins? Wo waren die wahren Menschheitsgedanken? Die grossen, die einmaligen? Hier war Leben gleichbedeutend mit Geldverdienen, Reichtumerwerben, bedeutete die sichere Anwartschaft auf Versorgung, das Glück. Nur — für ihn konnte alles nicht das Glück bedeuten, denn es war ja nichts anderes als eine Ware, die für Geld käuflich ist. Und was blieb von diesem Glück, wenn man es seiner trägen Wollust entkleidete, es von innen her betrachtete?

Peter Mönkemann fällt immer wieder, sobald er allein ist, in dunkle Stunden, und dann erscheint ihm oft, als sei die platte Selbstgenügsamkeit der anderen fleischgewordene Reife. Er steht allein... die ver-

borgene Gier, in sich aufzunehmen, Hohes, Edles in sich zu bergen, um sich selbst und anderen Richtung und Ziel weisen zu können, treibt ihn ruhelos durch Höhen und Tiefen. Doch zum Schluss allen Grübelns kommt er immer wieder zu dem Ergebnis, dass die Menschheitsgedanken, die grossen, die einmaligen, abgenutzt seien, ausverkauft auf dem bunten Jahrmarkt dieses Lebens, und dass nur blitzender Flitterkram übriggeblieben ist, mit dem man sich schmückt: zum sinnlos und affig wirkenden Ringeltanz um das goldene Kalb. Und hierbei stellt natürlich die alte Firma die Dirigenten: wohin er auch blickt — immer dasselbe! Sie geben den Ton an, und die anderen stimmen ein, plärren nach, was ihnen vorgebetet wird.

So irrt er oft, sich einsam und verlassen fühlend, neben dem Strom des Lebens her, und keiner gibt ihm aus der flutenden Fülle des Seins, denn dazu hat niemand in dieser grossen Stadt Zeit und Lust, und vor allem fehlt ihnen selbst die Substanz. So stösst es ihn, der in dumpfen Tasten immer auf der Suche ist nach dem grossen Unbekannten, hin und her, und der forsche Ton, dem er, äusserlich unbeschwert, oft anschlägt, gehört zum Selbstbetrug.

(Fortsetzung folgt)



... und auch sie nimmt regelmässig morgens u. abends ihr Gläschen „Uricedin“ und kennt daher weder

Harnsäure (Acido urico) noch Gicht, Rheuma, Darmträgheit, Nieren-, Blasen- oder Gallenleiden

Uricedin
STROSCHER

Gen. Depot: Hans Molinari & Comp., Rio
Caixa Postal No. 833

Die Deutsche Frau

Eine Frau sucht die Wahrheit

„Das Vergehen der Sozialdemokratischen Partei und der Glaube, daß der Bolschewismus in der Sowjetunion den Sozialismus verwirklichte, hatten mich Ende 1929 bewegt, in die Kommunistische Partei überzutreten.“ So schreibt Maria Reese, die bekannte ehemalige Reichstagsabgeordnete der KPD, im Vorwort ihrer eben erschienenen Broschüre: „Abrechnung mit Moskau“ (Ubelungen-Verlag, Berlin-Leipzig, Preis 0,50 RM.).

Dieser Satz ist charakteristisch für die einseitige Einstellung vieler Volksgenossen zu Moskau. Die Verwirklichung des Sozialismus war jahrzehntlang die Sehnsucht aller deutschen Arbeiter, er war ihnen der Begriff einer gerechten Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung. Diese Sehnsucht nach Gerechtigkeit ist typisch deutsch, und es ist bezeichnend, daß in keinem anderen Land die Arbeiter so inbrünstig dafür kämpften, wie bei uns. Die Tragik dieses Kampfes liegt darin, daß der Jude Karl Marx ihm Richtung und Ziel vorschrieb.

Die nationalsozialistische Bewegung hat schon während der Kampfzeit viele von ihnen zur Einsicht und Umkehr gebracht. Inzwischen sind fünf Jahre nationalsozialistischer Aufbauarbeit verfloßen. Auch die letzten Arbeitsjahre bekannten sich im Laufe dieser Zeit zu unserem Führer und seiner Idee.

Es haben schon eine Anzahl ehemaliger deutscher Kommunisten über ihre Abkehr von Moskau geschrieben. Das Gesagte schien aber oft jenen, die so viel Schreck und Unrecht nicht für möglich hielten, unwahrscheinlich. Das freundschaftliche Verhältnis anderer Kulturstaaten, z. B. Frankreichs, zur Sowjetunion und begeisterte Schilderungen ausländischer Schriftsteller und Journalisten schienen ihnen Grund für Zweifel zu sein. Mit Maria Reese hat nun wieder eine bekannte KPD-Funktionärin das Wort ergriffen. „Verleumdungen und Drohungen können den nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen, der, wie unzählige Arbeiter der Welt, glaubte, in der Sowjetunion die Gestalt des Sozialismus zu erleben, wenn er sich vom Gegenteil überzeugen mußte.“

1931 und 1933 fuhr sie nach Rußland, um sich persönlich von den bolschewistischen Erfolgen zu überzeugen, weil sie, wie sie einmal schreibt, es nicht verantworten konnte, über etwas zu sprechen, das sie nicht aus eigener Anschauung kannte.

Um die Arbeiterschaft nicht allein auf ihre Beobachtungen und Urteile zu verlassen, bringt die Verfasserin im ersten Teil ihrer Schrift Auszüge aus den bekannten Büchern, die Trozki, der englische Gewerkschaftssekretär Sir Walter Citrine und Andre Gide in der letzten Zeit über die Sowjetunion geschrieben. Alle drei sind gewiß nicht verdächtig „falschheit“ zu sein, und doch ergänzen ihre Urteile die Erlebnisse Maria Reeses in jeder Weise.

Wir beschränken uns hier auf die Wiedergabe einiger wichtiger Ausführungen der Verfasserin selbst. Dank ihrer Initiative und als kommunistische Genossin bekommt Maria Reese auf ihrer ersten Reise mehr zu sehen als andere Besucher. Anfänglich ist sie nur erstaunt über manches, was durchaus nicht in das Bild passen will, das sich der deutsche Arbeiter von der UdSSR machte. Mehr und mehr aber muß sie feststellen, daß Not, Elend und Unvollkommenheit die Kennzeichen des Aufbaues und des Lebens unter dem Bolschewismus sind. In Moskau vertieft sich die Enttäuschung, die diese Reise in die Heimat des Arbeiters der Kommunisten gebracht hat, nur noch mehr, als sie die verwahrlosten Kinder, die schlechte Behandlung der ausländischen Arbeiter, die Ungerechtigkeit in der Lebensmittelversorgung u. a. sieht. Trotzdem bleibt sie nach ihrer Rückkehr in der KPD, eine Welt hätte wohl in ihr zusammenfallen müssen, für die und in der sie fast zwei Jahrzehnte gelebt hatte und die diese eine Reise doch nicht zerstören konnte.

Als sie 1933 in die Sowjetunion fährt, merkt sie gleich, daß sie als deutsche Genossin nur noch wenig Sympathie erwarten kann. Man gab sich auch gar keine Mühe mehr, ihr die furchtbare Hungersnot und die fortgeschrittene Verwahrlosung der Städte zu verbergen. Zu Anfang besucht sie Klara Zetkin. „Sie war in Wirklichkeit eine Gefangene, die man vorfichtig behandelte, weil man ihren Namen bei der Arbeiterschaft der Welt ausnutzen konnte und sich dieses Propagandamittel vor ihrem Tode nicht ohne unbedingten Zwang verschmerzen wollte.“ — „Glaube ihnen nichts, liebe Maria, sie lügen immer und fürchterlich“, sind die ersten Worte, die die völlig gebrochene Greisin hervorbringt. „Versprich mir, liebe Maria“, sagt sie dann, „dich immer einzusetzen für die deutschen Arbeiter.“ — „Der Sozialismus, Maria, ... nicht wie hier, ... die Bauern verhungern! Der Teufel Stalin!“ Diese alte Kommunistin, die ein Leben dem Marxismus verschrieb, mußte am Ende erleben, wie das Land, das ihn konsequent verwirklichte, seine Arbeiter und Bauern vernichtet.

Maria Reese schreibt weiter: „Das fürchterlichste Erlebnis, das ich 1933 hatte, bleibt für mich

der Anblick, den ich von meinem Hotelzimmer am ukrainischen Bahnhof hatte. Gegen Abend versammelten sich dort täglich Tausende zerlumpter Bauern, die Körbe mit Bast umwickelt, einen schmutzigen Sack oder Korb im Arm ... Sie hatten tagelang in der Stadt gebettelt und fuhren müde und verzweifelt mit ... steinhartem Brot nach der fruchtbareren Ukraine zurück, um ihre Angehörigen vom Hungertode zu retten ... Ich wollte mir dieser Anblick tief einprägen, um Kraft zu sammeln, dieses Schicksal Europa erparen zu helfen.“ „Es handelt sich in der Sowjetunion um das raffinierteste System menschlicher Ausbeutung zur Erhaltung der Macht einer kleinen Clique.“

Zum Abschluß zieht Maria Reese das Fazit. Sie sagt u. a.: „Bolschewismus führt nicht zum Sozialismus, nicht zu einer gerechten Lage des Arbeiters, sondern zur verstärkten Ausbeutung durch den Staatskapitalismus. Das Rezept ‚Marxismus‘ hat sich als falsch erwiesen.“ „Der deutsche Arbeiter hat eingesehen, daß der marxistische Weg

zur Katastrophe des Gesamtvolkes führt, unter der er immer an erster Stelle leiden muß. Er begreift, daß der Nationalsozialismus ihn zwar allmählich, aber sicher zu dem Ziele gerechter Lebensbedingungen führt, zum Sozialismus.“

Die „Abrechnung“ Maria Reeses ist so eindringlich und ehrlich geschrieben, daß sie überzeugen muß. Es ist nicht nationalsozialistischer Art, jeden Kommunisten, der zu uns kommt, vorbehaltlos mit offenen Armen zu empfangen. Wir wissen, welches Gesindel in den Reihen der KPD herumlungert. Aber wir wissen auch, daß viele Idealisten, ordentliche deutsche Arbeiter waren, denen die Versprechungen und Lehren des Marxismus und Kommunismus den wahren Sozialismus, die Gerechtigkeit zu bringen schienen. Wenn diese ehrlich zum Nationalsozialismus, zu Volk und Führer finden, dann reichen wir ihnen die Hand. Maria Reese ist der Weg zu uns nicht leicht geworden. Gerade darum glauben wir ihr, aber auch, daß sie es ehrlich meint. J. A.

Zweierlei Freiheit

Um das Jahr 1930 hatte ich eine Modeschau in einem grossen Kaufhaus zu besuchen. Man liess sich's was kosten — wir Presseberichterstatter wurden, an kleine Tische verteilt, festlich bewirtet. Am Nebentisch sass ein Redakteur der lokalen sozialdemokratischen Zeitung mit seiner Frau. Uebrigens ein ganz harmloser Mann, der keiner Fliege was zuleide tat und einem Spiessbürger zum Verwechseln ähnlich sah. Was er von den Sozialdemokraten erhoffte, war ihm selbst wohl noch unklarer als uns. Die Frau liess sich's über Gebühr gut schmökern, als wir an unserem Tische schon längst gedankt hatten, wanderte noch Sahnenorterte Stück vier oder fünf auf ihren Teller. Der Mann machte eifrig Notizen, als die Vorkünderinnen mollige Morgenröcke, sportliche „Trotteurs“ und duftige Abendkleider zur Schau trugen.

Am nächsten Tage aber stand in der SPD-Zeitung zu lesen, dass es ein Unfug sondergleichen sei, bei üppiger Bewirtung und schmelzender Musik elegante Kleider an sich vorüberziehen zu lassen, während die Genossen — stempeln gingen. Sattes Spießbürgertum, alhernes Getue, Verrat am schwer um sein nacktes Dasein ringenden Bruder — und was dergleichen abgestempelte Redensarten mehr waren. Der arme Mann war dazu verpflichtet, einen geharnischten Artikel zu schreiben — denn er stand im Solde der Sozialdemokraten. Mochten ihm und seiner Frau die vorgeführten Kleider noch so gut gefallen, mochte der Frau die Sahnenorterte noch so gut geschmeckt haben — der Mann musste sich als Genosse entrüsten. Was er dann auch wacker tat. Ueberschrift: Pressefreiheit.

Drei Parteien, drei Berichte

Ein anderer Fall. Ich hatte damals tagtäglich die Tageszeitungen der verschiedenen Parteirichtungen durchzusehen. Und da fand ich eines Tages folgendes:

Ein armes verzweifeltes Berliner Mädchel hatte sich nächtlicherweile mitten im Winter in den Landwehrkanal gestürzt. Drei beherzte Männer waren ihr nachgesprungen und hatten sie nach erheblichen Bemühungen gerettet und in Sicherheit gebracht: ein pensionierter General, ein zur Zeit stellenloser Chauffeur und ein Mann der „bürgerlichen Mitte“, dessen Beruf mir entfallen ist.

Man hätte annehmen sollen, dass die deutsche Presse diese Menschentragedie und ihren schönen Ausklang nun Anlass für etwa folgende Betrachtung genommen hätte: Wir nennen uns Deutschnationale, Kommunisten, Volksparteiler und so weiter, und so weiter. Aber eigentlich sind wir doch alle deutsche Menschen. Und wenn es hart auf hart geht, wenn es ein Menschenleben zu retten gibt, dann wissen wir — glücklicherweise — mit einmahl nichts mehr von Klassenhass, Vorbehalt, Standesdünkel, sondern — handeln und retten, was noch zu retten ist. Wollen wir diesen Vorfall, dieses Miteinander von

drei „parteilich streng geschiedenen“ Männern nicht als Sinnbild nehmen? Wollen wir uns nicht um des Höheren, der Rettung unseres so schwer gefährdeten Volkes willen, vertragen und alles Trennende zurückstellen?

Und in Wirklichkeit? Da hatte in den Rechtszeitungen der äusserst verdiente General a. D. sein kostbares Leben um das arme Mädchel gewagt — und die beiden anderen hatten sich kaum die Stiefelsohlen nass gemacht. In den Linkszeitungen hatte der arme, aber unendlich edle stellenlose Chauffeur das Mädchel eigentlich ganz allein gerettet, und der alte General und der Mann der bürgerlichen Mitte hatten bescheidene Handlangerdienste geleistet und sich eigentlich nur wichtig gemacht. In den wohltemperierten Zeitungen der hürgerlichen Mitte schliesslich war der — sagen wir: Studienrat (er kann aber auch Abteilungsleiter oder Arzt oder Notar gewesen sein) der eigentliche Held, und die beiden anderen hatten sich mit kläglichen Statistenrollen begnügt. Ueberschrift: Pressefreiheit.

Freiheit, die wir meinen

Ein paar Alltagsbeispiele, fern von der grossen Politik. Aber vielleicht vermögen sie doch anzudeuten, wie eng diese Art von „Pressefreiheit“ mit der Sklaverei verwandt war. Innerhalb des Parteiramens durfte der Journalist „die ändern“ (und das waren, je nachdem, die Schwarzen, die Roten, die Schwarz-Weiss-Roten, die Schwarz-Rot-Goldenen oder die vielen, vielen Zwischenparteien) herabsetzen, beschmutzen und beschimpfen, so viel er nur immer konnte. Ausserhalb hatte er die Klappe zu halten.

Wehe, wenn es etwa — auf das zuletzt erzählte Beispiel angewendet — einem Kriegsteilnehmer unter den kommunistischen Journalisten eingefallen wäre, die Mithilfe des alten Generals an der Rettungstat zu würdigen, weil sich vielleicht dieser Mann an einen tapferen, gütigen General aus den Kriegsjahren erinnerte... Wehe ihm! Die Genossen hätten dem „Abtrünnigen“ schön heimgeleuchtet! Wir wollen uns hier an ein Goethe-Wort erinnern:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider; Willkür sucht doch nur am Ende jeder für sich.“

Mit Schaudern ...

Als der Führer am 20. Februar scharfe Abrechnung hielt mit jenem Teil der ausländischen Presse, der „unbeanstandet und unbegrenzt andere Völker, ihre Einrichtungen, Männer und Regierungen“ beschimpft und verleumdet, der unaufhörlich hetzt, lügt und schwere Beunruhigung schafft, da fiel auch das Wort von der „Pressefreiheit“, der „Freiheit der persönlichen Meinungsäusserungen“, auf die sich gewisse Demokratien nach wie vor so viel einbilden.

Mit Schaudern erinnerten wir uns bei die-

sen Worten der Zeiten, als auch bei uns noch jene sogenannte Pressefreiheit herrschte, d. h. als auch bei uns noch der Verleger und Besitzer oder die parteigebundene Interessengruppe, die hinter der Zeitung stand, dem Journalisten die Grenzen seiner jeweiligen staatsparteilichen oder kommunistischen oder zentrumlichen oder wirtschaftsparteilichen „Freiheit“ zudiktierten. Ja, mit Schaudern. Die beiden angeführten Beispiele mögen das bekräftigen.

Aber eine ganz bestimmte Auslese von Meckerern denkt anders. Sie meinen uns Schriftleiter ein bisschen bedauern zu müssen. Sie begreifen nicht recht, dass wir deutschen Schriftleiter von heute stolz und glücklich darüber sind, dass uns der Führer durch seine entscheidenden pressepolitischen Massnahmen eindeutig und vollkommen unabhängig von aller Geschäftemacherei auf den Dienst am Volk und Staat, und nur auf diesen verpflichtet, dass er uns, jedem von uns, unabdingbare Verantwortung auferlegt hat.

„Es muss doch verdammt schwer sein,“ sagen etwa diese Leute, „seine eigene Meinung so ganz zurückzustellen, immer nur Disziplin zu wahren, immer nur das Volksganze im Auge zu haben!“ Zwar leuchtet diesen Erleuchteten ohne weiteres ein, dass es z. B. unangebracht wäre, gleich ganz Italien der Unredlichkeit anzuklagen, weil Herr Schulze aus Buxtelude im vorigen Monat auf einer Italienreise seine Taschenuhr abhanden gekommen ist (wahrscheinlich hat er sie verloren), aber... „Haben Sie denn gar nicht manchmal das Bedürfnis, Ihrem Herzen Luft zu machen? Sehnen Sie sich gar nicht mal nach der Pressefreiheit, die Ihnen das früher ermöglichte?“

Höfliche Bitte

Ja, Herr Meckerer, Frau Meckerin, wir reden doch wohl zwei verschiedene Sprachen. Freilich verstehen Sie unter der von Ihnen — in unserem Schriftleiter-Interesse! — so lebhaft ersehnten „Pressefreiheit“ ja nun nicht gleich so tolle Lügenfeldzüge, wie sie etwa in letzter Zeit jene ausländischen Journalisten unternahmen, die von Blutbädern in Pommern und ähnlichem Blödsinn berichteten, aber Sie stellen sich jene „Pressefreiheit“ offenbar als Göttin vor, während wir, wir von ihr einstmals Betroffenen, weniger liebliche Erinnerungen an sie haben... Davon haben wir Ihnen ja eben erzählt.

Im einzelnen mögen wir deutschen Schriftleiter der Gegenwart hier und da irren, wir mögen Fehler begehen, wir wissen, dass wir ständig dazulernen müssen. Aber wir wissen auch, dass uns erst der Nationalsozialismus die Freiheit gegeben hat, die die Anständigen unter uns von jeher ersehnten: unserem Volk nach besten Kräften zu dienen, nicht einer Gruppe, nicht einem Grüppchen, nicht unserem Brotgeber.

Wir müssen Disziplin halten, ja. Und wir wollen sie halten. Denn wir erstreben keine journalistischen Purzelbäume wie etwa jener Alfred Kerr (um von den jüdisch-versnobten Zeitungsschreibern von einst einen der allerschlimmsten zu nennen), der als Theaterkritiker dafür sorgte, dass sich der Name Kerr dem Leser fester einprägte als der Verfasser des kritisierten Stückes, wir wollen nicht „in Geist machen“ oder uns als politische Hellscher aufspielen — sondern wir wollen an unserem Platz und mit unseren Mitteln unsere Aufgabe erfüllen.

Und Ihnen, lieber Herr Meckerer, liebe Frau Meckerin, schreiben wir ein Nietzsche-Wort ins Stammbuch (mit der dringenden Bitte um freundliches Einprägen): „Wenn wir über jemanden umlernen müssen, so rechnen wir ihm die Unbequemlichkeit hart an, die er uns damit macht.“ Also bitte: vertübeln Sie's uns deutschen Schriftleitern nicht allzu sehr, dass wir der „Pressefreiheit“ keine Träne nachweinen!

Nehmen Sie diese Mühe des Umlernens mit Anstand und — gutem Willen auf sich!

Traurigkeit, eine Krankheit?

Leichte, oft schnell vorübergehende Gemütsdepressionen stellen sich besonders bei geistig angestrengt tätigen Menschen hin und wieder ein. Wer ohne sichtbaren äusseren Anlaß dauernd niedergeschlagen ist, der sollte einmal daran denken, sich auf seinen allgemeinen Gesundheitszustand untersuchen zu lassen.

Unlust, Müdigkeit und eine gewisse Gleichgültigkeit, auch wichtigen Dingen gegenüber, ist vielfach auf überanstrengte Nerven zurückzuführen. Nicht jedermann ist es möglich, von Zeit zu Zeit eine Erholungspause einzuschalten, um so seinen Nerven die notwendige Ruhe zu verschaffen. Was also tun? Den Nerven jährlich durch eine Tonosofan-Kur neue Kraft zuzuführen. Tonosofan, eine hochwertige, organische Phosphorverbindung, wird von Bayer hergestellt und ist in der ganzen Welt bekannt.

Als Frankreich sein Wiener Herz entdeckt hatte

1. SZENE

In einem Revue-Theater. Eine Alpenlandschaft im Vordergrund Tiroler Schuhplattler (echt, aus gleichen höheren patriotischen Rücksichten engagiert, wie die Konkurrenz A sich eine Wiener Diva, die Konkurrenz B eine umgearbeitete Strauss-Operette besorgt hat.) Im Hintergrund die als Deandl kostümierte Deandl-Truppe. „Gretl“ erscheint, die als Deandl verkleidete Diva. Sie hat zwei Anbeter. Einen Deutschen, einen Italiener. (Merkst du was?) Der Italiener ist ein Fatze, der Deutsche ein Trottel. „Gretl“ flirtet mit den beiden abwechselnd, bis die Achse Berlin-Rom leicht zu zittern beginnt. Das Publikum freut sich. „Gretl“ unschlüssig, will sich Rat holen bei „Leopold“, dem bewährten Komiker, bei dessen Anblick jeder schon weiss, dass die Sache einen guten Ausgang nehmen wird. „Leopold“ hetzt die beiden Anbeter gegeneinander. Alles furchtet bereits, dass die „Gretl“ nun jeglichen Anschluss verpasst und alte Jungfrau werden wird. Aber nein, sie entdeckt die Autarkie und wirft sich, da kein Franzose in der Nähe ist — das wäre ja auch allzu deutlich! — dem lieben alten „Leopold“ an den Hals, dem zwar schon die Haare ausgehen und ein Schmerbauch zu ge-deihen beginnt, unter dessen Obhut aber wenigstens ihre Unabhängigkeit keinen Schaden leiden wird. Worauf beide an die Rampe treten und ein fieses Couplet auf die Freiheit schmettern. Publikum ist beruhigt und hocherfreut. Donnernder Applaus. Zwei vorzeitig emigrierte Wiener Juden im ersten Rang mauscheln bedeutungsvoll; offenbar erwägen sie, ob man nicht vielleicht doch an die Donau zurückkehren kann...

2. SZENE

Bilder-Redaktion eines Boulevard-Blattes. Ein Foto-Reporter erscheint und wirft keuchend einen Stapel frischer Abzüge auf den Tisch. „Othon de Habsbourg“ — „L'Archiduc Otto a Paris“ — „Le futur Empereur“ — und noch ein Bündel Ansichten von Steen-ockerzeel. Der Bilderchef schimpft, weil das Publikum auf diesen kalten Kaffee nicht mehr hereinfallen wird. Immer bloss Otto in Zivil, Otto Kaffee schlürfend an den Champs-Ely-sées Otto fade lächelnd in ein Auto steigend... Wann endlich Otto in Uniform und zu Pferde beim Einzug in Wien...? „Schafft wenigstens einen saftigen Text!“, brummt der Ge-waltige. Und gemorsame Federn besingen den sanften Knaben, schon früh zum Manne ge-reift, in dessen feucht schimmernden Augen die ganze Tragik einer glorreichen Zukunft

Deutsche Schule Sto. André
Wir laden schon heute alle Volksgenossen zu unserem diesjährigen
Schulfest
welches am Sonntag, den 14. Mai 1938, stattfindet, ein.
Der Vorstand.

leuchtet... So erscheint er, neben dem eben gefassten Raubmörder und der neuesten Schönheitskönigin. Und die Verbindungsstelle des Barons von Wiesner seufzt sorgenvoll: „Hoffentlich hilft's!“

3. SZENE

Bar eines Diplomaten-Hotels. Zwei elegische Gestalten schlürfen ihren Cocktail. „Wenn ich ihnen sage, dass Schuschnigg nic und nimmer...“ „Man muss ihm zu Hilfe kommen, ihm den Rücken stärken, notfalls gegen seinen eigenen Willen.“ „Aber die Nazis sind zu stark, zu verwurzelt...“ „Bah, wir sind auch schon mit anderen Volksbewegungen fertig geworden... Hauptsache, der status quo!“ „Auf den status quo!“

4. SZENE

Direktion eines nicht nur rechtsstehenden, sondern hochfeudalen Blattes, bewährt im Dienst für Gesellschaft und Kirche. — Der Hauptschriftleiter erhält einige Anweisungen. „Vor allem veröffentlichen Sie sofort tadellos plazierte das nachstehende Manuskript.“ „Briet einer Oesterreicherin?“ — „Kein anderer Titel, keine Unterschrift, höchstens drei Sterne! Klingt wie echt. Ich habe das Ding der Baronin Rothschild gezeigt, die vor Ergriffenheit geweint und anschliessend geschworen hat, eine ihrer Wiener Kusinen könnte wirklich sowas geschrieben haben...“ Eine Stunde später überreicht ein Boy den druckfertigen Abzug; unter einem Bilde des

Bundeskanzlers Schuschnigg zweispaltig „Brief einer Oesterreicherin“. „Warum, mein Gott, sollen wir Deutsche werden? Wir sind es nicht weder nach Sitte, noch nach Geist oder Herz... Als ich klein war, war ich in England, wo mich ein kleines Mädchen meines Alters fragte: „Sprichst du österreichisch?“ und ich musste antworten: „Nein, ich spreche deutsch.“ Ich war durchwühlt voll Scham, dieser kleinen Engländerin nicht zuschreien zu können, dass mein Vaterland seine eigene Sprache hätte... Die Gesamtheit des deutschen Volkes lässt uns gleichgültig... Die Propaganda der Deutschen vergiftet die neue Generation... Aber wir sagen, wie die Kinder, die „Grossen“, die Mächte, werden den Anschluss, diese Ungerechtigkeit, nicht erlauben...“

5. SZENE

In der Kammer. Zwei Tage lang regnen Reden auf das französische Volk hernieder, um ihm begreiflich zu machen, dass die Einigung der Deutschen ein internationales Verbrechen wäre. „Frankreich darf nicht demissionieren!“ schreit einer der kalten Hetzer. Denn die alte These von Frankreichs Vorkriegsanspruch in Europa darf nicht preisgegeben werden; es könnte ja sonst Ruhe und Frieden entstehen.

6. SZENE

Redaktion eines Volksfront-Blattes. „Vor allen Dingen jeden Tag Unruhenach-

richten aus Oesterreich. Täglich bohren, damit das Berchtesgadener Abkommen wieder kaputt geht. Heranziehung der marxistischen Arbeiter zur Vaterländischen Front und zu den SK tordern. Wer war denn der Esel, der gestern das talentlose Foto von Schuschnigg-Demonstrationen reingehauen hat? Nichts wie Börsenmakler und so... unmöglich! — Und, meine Herren, äusserst wichtig: arbeiten Sie kräftig mit starken Bedenken des Vatikans. Das zieht immer! Vergessen Sie nie die ausgestreckte Hand! Wenn die Schuschnigg-Diktatur erst wackelt, kommen wir schon durch!“

7. SZENE

Ein Vortragssaal an den Champs-Ely-sées, dicht gefüllt mit nachmittäglichen Mondänen im Pelz, älteren Herren mit Hängebauch und -nase, Gesandtschaftsattachés und pazifistischen Studentinnen. Am Pult eine ältere Dame, schwere Goldschmiede an den Armen, Perlenketten um den Hals (produzieren die Sowjetgruben neuerdings auch Perlen?) Aus einem endlosen Manuskript zieht die Sybille — sie erinnert wahrhaftig etwas an die Knusperhexe in „Hänsel und Gretel“ — diplomatische Geheimnisse und abgrundtiefe politische Zukunftskenntnisse, so dass es die Zuhörerschaft in ihren Samtesseln mit dem Gruseln bekommt. Aber vor allem spinnl sie mit vielen kunstvollen Fäden ein Bild, das nun schon vertraut geworden ist: ein armes, kleines Land, bewohnt von edlen aber unwissenden aus Versehen oder Rückständigkeit noch deutschsprechenden Phäaken, droht von einem gefräßigen fremden Wolf verschlungen zu werden. Gottseidank gibt es aber noch die Grossmutter, eben jene vom Sowjetdienst hervorragend unterrichtete alte Dame mit den glitzernden Geschmeiden. Sie hat die Gefahr erkannt; aus purer Menschenfreundlichkeit ist sie bereit, mehrere Jäger zum Eingreifen aufzufordern. Nachdem sie genug vergifteten Blödsinn geschwätzt hat, da kreischt sie auf einmal: „Der Anschluss, das ist der Krieg!“

Und mitten im Beifallsgedonner scheint aus den hektisch emporgeworbenen Händen der Geist Richelieus zu steigen, der Geist all jener, die ihrem Volk befohlen, lieber Europa in Blut und Asche zu legen, als je die Einigung der Deutschen zu gestatten. So geht es täglich. So wird ein grosses Land verhetzt, die Welt befohlen. Der Film geht weiter, täglich, stündlich. Wir blenden ab. —

Aber allen Tricks zum Trotz hat dieser Film, den der deutsche Zeitungsvertreter Hans Wendt nach der Wirklichkeit schrieb, im Monat März des Jahres 1938 einer plötzlichen und überraschenden Abschluss genommen. Er cudete für Paris, wie alle schönen Märchen beginnen... „L'Anschluss est fait.“ Und die Volksfront-Juden in Frank-reich haben ja inzwischen ihr liebevolles Herz von Wien nach Prag umgeschaltet.

FUNDADA EM 1843
Casa Allemã

Wiener Wollstrickwaren
Schönheit Mode Originalität

Erhielten ein sehr reichhaltiges Sortiment der letzten Modelle, entzückende und einzigartige Modeschöpfungen, welche wir nur für unser Haus importiert haben.

Besuchen Sie bitte unsere Ausstellung im ersten Stock!

Rua Direita 162-190 Schädlich, Obert & Cia.

BOLS
LIKÖRE GIN
GENEVER

Das Lebensrecht der Deutschen

Giltwici: „Die Enteignung des deutschen Kolonialbesitzes“

Philipp Snowden, der Schatzkanzler im Kabinett Macdonald, hat einmal in amtlicher Eigenschaft geäußert: „Deutschlands Forderung auf Kolonialmandate kann nicht länger abgewiesen werden. Der Weltfrieden erfordert eine gerechte Lösung des Kolonialproblems“. Oft genug ist seither von maßgebenden Politikern des Auslandes betont worden, Deutschland müsse in die Reihen der Kolonialmächte zurückkehren. Zu den umfangreichsten Darstellungen von ausländischer Seite über das deutsche Kolonialproblem gehört die — zuerst in Warschau erschienene — Schrift des Polen Constantin von Giltwici „Die Enteignung des deutschen Kolonialbesitzes“, die nimmehre in deutscher Uebersetzung vorliegt. (Broschek und Co. in Hamburg, 2.50 M.)

Giltwici ist mit der gesamten einschlägigen Literatur völlig vertraut. Aus der Lektüre von Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum“ erwuchs ihm die Erkenntnis, daß das deutsche Streben nach Kolonialbesitz mehr ist als eine bloße Prestigefrage. Ein kraßes Mißverhältnis besteht zwischen dem deutschen Willen zur Arbeit und der Enge des deutschen Arbeitsfeldes. Afrika ist ein gewaltiges Arbeitsfeld dar, aber seine jetzige Verteilung unter die Großmächte entspricht keineswegs den Gesetzen der menschlichen Vernunft. Die deutschen Kolonien — Togo, Kamerun, Südwest- und Ostafrika, dazu noch einige Gebiete und Inseln der Südsee und Kleinasien — waren ein rechtmäßiger Besitz, an dessen sanfterem Erwerb niemand zweifeln kann. Das Mandatsystem stellt ein ganz besonders schlimmes, den Weltfrieden gefährdendes Unrecht dar: Die feindlichen Mächte Deutschlands erhielten Deutschlands Kolonien, ohne daß diese Uebertragungen auf die Kriegsschuldigung verrechnet wurden.

Die Geschichte des deutschen Kolonialbesitzes ist von Anfang an tragisch gewesen. Der Dreißigjäh-

rige Krieg ließ ein zertrümmertes Reich zurück, das keiner überseeischen Tätigkeit mehr fähig war. Später als alle anderen Völker wurde Deutschland Kolonialmacht; ihm fielen die Gebiete zu, welche von den anderen links liegen gelassen worden waren. Selbst ein Bismarck hat lange Zeit dem Kolonialproblem gegenüber eine unentschlossene Haltung eingenommen. Dabei wies schon 1894 das Legikon der bedeutendsten Afrikaforscher 514 Namen von Deutschen auf, die sich um die Afrikaforschung verdient gemacht haben!

Deutschlands Kolonialarbeit umfaßte nur 30 Jahre. In diesen dreißig Jahren wurde erstaunliches geschaffen. 1913 betrug die Gesamtlänge der neuen deutschen Eisenbahnlinien in den Kolonien 5873 Kilometer; sie war nur wenig kürzer als die der französischen Kolonien, deren Gesamtfläche mindestens dreimal so groß war. Deutschlands Landwirtschaft in den Kolonien war schlechthin mißgerätigt, war doch das deutsche Volk von jeher befähigt für siedlerische Tätigkeit. Im Wirtschaftsprozeß bewährte sich der deutsche Grundsatz, daß nur ein vollkommen gesunder Arbeiter eine vollwertige Arbeit zu leisten imstande sei. Der Gouverneur von Nigeria, Sir Hugh Clifford, bekannte nach der Enteignung des deutschen Kolonialbesitzes: „Unter der Aufsicht der deutschen Regierung waren nach allen Richtungen hin Maßnahmen getroffen, das Wohlbefinden der Arbeiter zu sichern“.

Unerreicht war die Leistung der Deutschen auf dem Gebiete der Bekämpfung der kolonialen Seuchen. Der deutsche Tropenmedizin kann weder England noch Frankreich etwas Ähnliches an die Seite setzen. Gegen die Pocken wurden 1912 632 591 Menschen geimpft. Robert Koch erforschte die Ursachen der Schlafkrankheit. Die Chemiker Dr. Luther und Dr. Heymann entdeckten das Heilmittel „Bayer 105“, das man später Germanin

nannte, für die Schlafkrankheit. Die Malaria-Epidemie ebensowas die tropische Warmfeuche wurden wirkungsvoll eingedämmt. 1529 evangelische und 1940 katholische Missionschulen, daneben gewerbliche Fortbildungsschulen sorgten für die Jugenderziehung. Ueber sie urteilt der englische Dizekoulus Douglas: „Der Erfolg, den diese Schulen gezeitigt haben, grenzt ans Wunderbare, wenn man die Natur des Rohmaterials bedenkt“. Trohdem entschied im Mai 1919 die Kommission der alliierten und assoziierten Mächte, es sei unmöglich, „dem Deutschen Reich die Verantwortung für die Ausbildung und Erziehung der Bevölkerung anzuvertrauen“.

Der Verlust unserer Kolonien erfolgte unter tragischen Umständen. Vier Jahre leistete General Lettow-Vorbeck mit 5000 Weißen und 13 000 Negern Widerstand gegen eine fast zwanzigfache Uebermacht. Als er kapitulierte, lebten noch 170 von den Weißen, — aber seine gesamte Truppe war mit den modernsten Gewehren bewaffnet, die sämtlich dem Feinde abgenommen waren. Wir verloren unsere Kolonien, weil der Geist der in Clemenceau verkörperten Revancheidee stärker war als die Stimme der gemäßigten Vernunft. Der Wille, Deutschland möglichst lange in Ohnmacht zu erhalten, war maßgebend.

Als Vorwand für diesen Justizmord dienten vor allem zwei Bücher. Einmal das amtliche englische „Maubuch“. Einen großen Raum nahm in ihm die von dem Zentrumsgesetzten Erzberger und dem Sozialdemokraten Noske, welche beide niemals in den Kolonien waren, im Reichstag vorgebrachten Anschuldigungen gegen die deutsche Kolonialpolitik ein. Es ist eine ewige Schande, daß diese Männer sich dazu hergaben, den Feinden Deutschlands die Waffen in die Hände zu geben. Daß die sofort eingeleitete amtliche Untersuchung der von Erzberger und Noske vorgebrachten Dinge zu einem ganz anderen Ergebnis kam, davon ist im „Maubuch“ nichts zu lesen. Zum andern die Schrift des Juden Evans Lewins „Deutsche Kolonialpolitik in Afrika“. Diese träben Quellen mußten den Vorwand liefern, Deutschlands koloniale

Unwürdigkeit zu proklamieren!

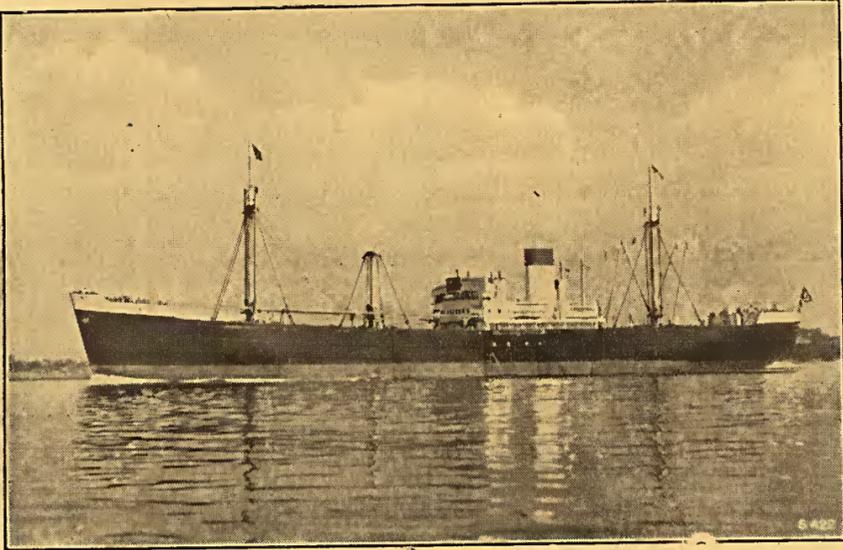
Dabei hätten die alliierten Mächte wohl Ursache gehabt, ihre eigenen kolonialen Verfehlungen und Sünden ein wenig kritischer zu sehen. Hätten nicht die Engländer 20 000 wehrlose Bureaufrauen und Kinder in Konzentrationslager gebracht, wo sie zum Teil elendiglich umkamen, nur um den Büren jede Luft am Kriege zu nehmen? Hätten sie nicht die Ausrottung der Casmanier systematisch betrieben und Schußprämién auf deren Köpfe gesetzt? Sind die Kongogruen vergessen? Ist der französisch-englische Opiumkrieg gegen China vergessen? Und die Nordamerikaner? Sie erklärten die Indianer für Nachkommen des Sohnes Noahs Ham; behaupteten diese seien der ewigen Verdammnis sowieso verfallen und könnten daher getrost vernichtet werden! Die deutsche Kolonialgeschichte ist jedenfalls reichlicher als die aller anderen Kolonialmächte! Als in der Nachkriegszeit der Hererchäuptling Kamaherero den Tod herannahen fühlte, befahl er seinem Stamm, die Farben Schwarz-Weiß-rot zu tragen: „Jeder Herero, der diese Farben nicht trägt, soll aus der Stammesgenossenschaft ausgeschlossen werden“.

Constantin von Giltwici hat recht, wenn er seine streng sachlich geführte Untersuchung über die Enteignung mit den Worten zusammenfaßt: „Von vornherein parteiische Richter fällen auf Grund eines wissentlich falschen Anlagematerials bei gleichzeitiger Unterschlagung der zur Entlastung Deutschlands dienenden Zeugnisse einen Spruch, den man nur als einen der schlimmsten Justizmorde der Weltgeschichte bezeichnen kann“.

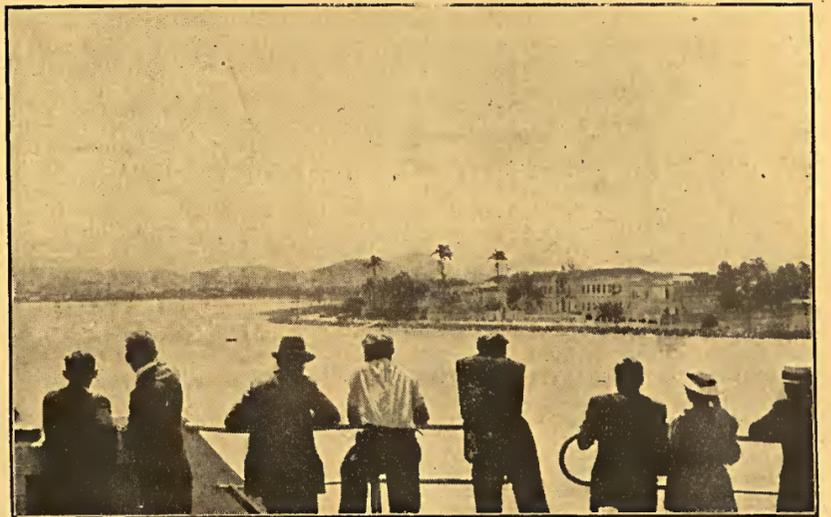
Für uns Deutsche ist die Kolonialfrage eine Dafeinsfrage. Ebenjowenig wie eine Eiche in einem Baumstumpf wachsen kann — wir wandeln hier ein Wort Harringtons ab — ebenjowenig kann ein starkes, lebensmächtiges Volk wie das deutsche auf die Dauer auf seinen engen Lebensraum allein beschränkt bleiben. Dem Polen Konstantin von Giltwici gebührt der Dank aller Deutschen, daß er sich so früh vor aller Weltöffentlichkeit eingesetzt hat für die Rückgabe der deutschen Kolonien an ihren rechtmäßigen Besitzer.

Das „Ja“ der Deutschen aus Santos auf hoher See am 15. April 1938

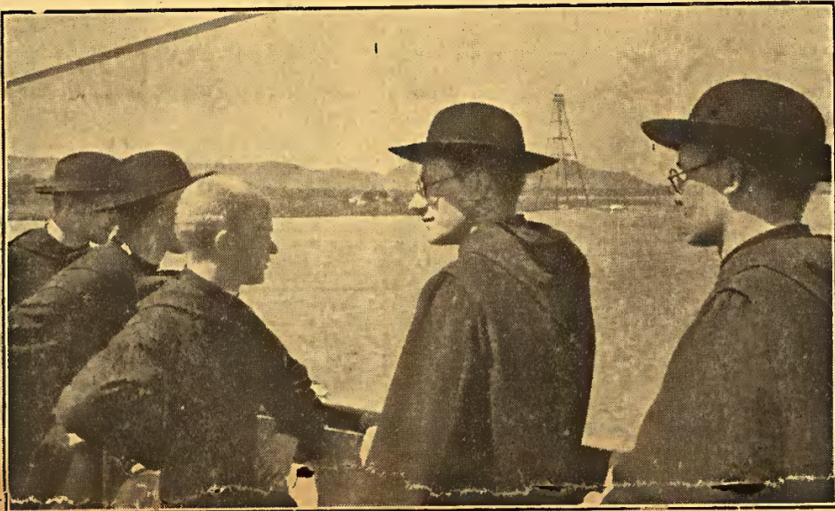
(Aufnahmen: ep. siehe auch Bericht Seite 18.)



Der Wahlort — das neue Motorfrachtschiff der Hamburg-Süd „Montevideo“



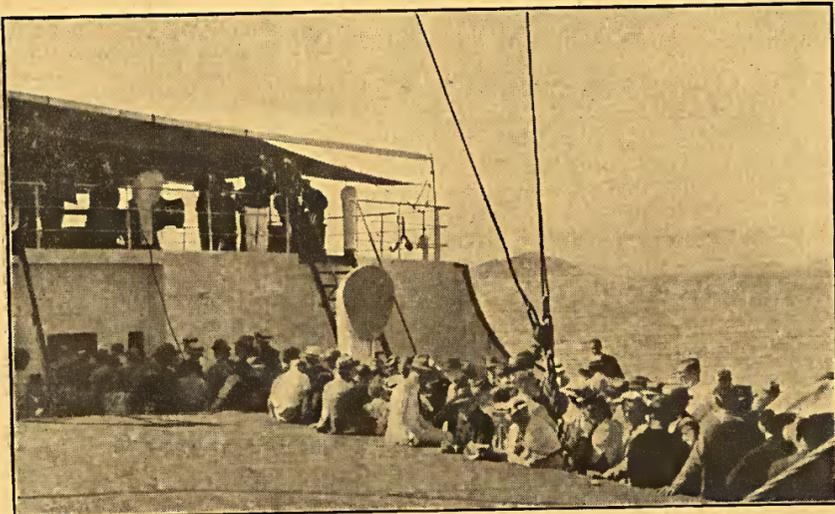
Blick von deutschem Boden auf brasilianisches Land.



Geistliche Volksgenossen, die ihr Wahlrecht nützen.



Brasilianische Kontrollbeamte waren auch an Bord.



Die Wähler dichtgegliedert vor dem Wahllokal im Achterschiff.



Besatzung der „Montevideo“ — Mitte Kapitän Gerdts.



Ein blinder Volksgenosse, der auch für den Führer stimmte.



Nach der Wahl: Gruss an die ferne Heimat.

Aus dem Druck des Gummistempels

Die Volksabstimmung der deutschen Kolonie Bahia

Der 10. April: Abstimmung Deutsch-Oesterreich. Zum ersten Male in der Geschichte des Deutschums in Bahia kann die hiesige Kolonie an einer Volksabstimmung teilnehmen. Die „Maceio“, ein Dampfer der Hamburg-Süd, liegt im Hafen, über Topp gestlagt, das Fallrep mit Fahnen geschmückt, Sonnensegel sind über das ganze Deck gespannt, alles ist festlich hergerichtet. Und nun die Ankommenden: Alle sind in froher Stimmung. Man sieht's an den Gesichtern: Der Stimmzettel wird laut: „Ja“. Auf dem Wege schließen sich uns österreichische Volksgenossen an; hier drängen galten sie immer als Deutsche, man wußte kaum, daß sie Oesterreicher waren. Ein fremdlicher Händedruck, „Kamerad „Schmieschuh“ hört jetzt auf, jetzt heißt es „Landsmann“, sagt lächelnd einer von ihnen. Ein anderer meint: „O, war das eine wunderbare Radioübertragung gestern abend, Hitler's Rede und dann all die alten Lieder aus Wien. Um 12 Uhr haben wir's noch im Bett angehört, wir konnten uns nicht entschließen, den Apparat auszuschalten. Die Frau singt noch leise eines der Lieder in ihrer Wiener Mundart. Man war ganz in der Heimat mit seinen Gedanken. Eine andere Gruppe kommt. „Gon Dag ok! no wo geht dat?“ Leute von der Wasserfront.

Der Dampfer füllt sich, ungefähr 300 Personen sind zusammengeströmt, nicht nur aus Bahia, denn da haben wir kaum soviel Deutsche, sondern viele haben langwierige, mit Strapazen und Kosten verbundene Reisen hinter sich, um an diesem großen, das ganze über die Welt zerstreute deutsche Volk angehenden historischen Tag, teilzuhaben. Bekannte grüßen sich, freuen sich auf das Wiedersehen. Viele Gesichter sind dazwischen, die ich noch nie gesehen hatte. Wie kommt es, daß so viele die wohl 20, 40, ja bis zu 60 Jahre in Brasilien wohnen, sich heute mehr denn je ihres Volkstums erinnern? Es ist die Freude an der Heimat, die durch das Wirken des nationalsozialistischen Geistes, durch die Radio-Übertragungen der Führerreden, neu aufleuchtet; es ist die Sehnsucht nach der neuen großen Heimat, das Zusammengehörigkeitsgefühl in der vom Führer geschaffenen Volksgemeinschaft, was alle gepackt hat. Das älteste Ehepaar der Kolonie, wohl beide an die 80, ist auch da. Die Frau N. ist stadtbekannt wegen ihres Humors und wegen ihrer brasilianischen Ausdrucksweise. Das Fallrep ist festlich hergerichtet, oben an Deck ruht man ja aus. Wie lange mag sie wohl nicht an Bord eines deutschen Dampfers gewesen sein? Vielleicht zuletz vor 59 Jahren, als sie mit der brasilianischen kaiserlichen Familie nach Brasilien kam? —

Um ein Uhr klappt das Spill, der Anker geht hoch. Die „Maceio“ löst sich vom Bollwerk. Langsam gleitet das Schiff aus dem Hafen zwischen den Molen hindurch. Die Abstimmung darf nur außerhalb der brasilianischen Hoheitsgewässer abgehalten werden. Ein herrliches Sonntagswetter herrscht, die Stadt wird immer kleiner. Die Küste ist bald nur noch am Horizont zu sehen — jetzt

kann die Abstimmung beginnen. Die Unterhaltung wird leiser, der Dampfer tut, eine gewisse Spannung breitet sich aus — bis auch der letzte seine Stimme abgegeben hat.

297 stimmberechtigte deutsche Volksgenossen aus der Kolonie sind an Bord, Menschen aller Berufe; die österreichische Kolonie ist vollständig mit 12 Mann erschienen, auch 46 Franziskaner- und Benediktiner-Mönche sind dabei, die auch an diesem deutschen Freudentag tatkräftig teilnehmen wollen. Die Stimmung steigt. Auf dem Achterdeck lassen ein Schifferklavier und eine Trompete ihre frohen Weisen erklingen. Alle, bekannte, beinahe vergessene Volkslieder leben auf. Alles singt nach Herzenstust und gedenkt dabei der alten Heimat, wo man diese Lieder als Kinder gesungen hat. Es ist heiß, jetzt, nachdem jeder seine Stimme abgegeben, gibt's auch zu trinken: deutsches Bier, Mineralwasser oder Kaffee. Der von den Frauen der Kolonie und an Bord gebackene Kuchen geht herum. Der Filmpart der Ortsgruppe ist eifrig beim „Kurbeln“, kurz: es ist wie bei einem Volksfest daheim. Inzwischen ist im Wahllokal die Kommission eifrig dabei, das Resultat festzustellen. Da plötzlich, so um fünf Uhr herum, befeigt der erste Offizier, der zugleich der Ortsgruppenleiter der Schiffsbesatzung und vereidigter Wahlleiter ist, die Eute zur Verkündung des Wahlergebnisses. Aller Augen sind mit Spannung auf ihn gerichtet: alle 12 österreichischen Stimmen lauten: „Ja“, 281 Deutsche: „Ja“, eine „nein“ und drei sind ungültig. Ein Resultat, dessen sich unsere Kolonie nicht zu schämen braucht. Beinahe — beinahe: und wir hätten die 100 Prozent erzielt.

Wie die alte Mutter N. von dem einen „Nein“ hört, platzt sie heraus: „Meber Bord mit ihm!“ Von allen Seiten zischt es: „Pfui“. Das alte Mütterchen ist so angebracht, daß sie kaum auf die weitere Befragung achtgibt; sie schweigt aber.

Der Konsul bringt dem Schiff den Dank der Kolonie für die überaus gastfreie Aufnahme, und dem Führer und der Heimat ein dreifaches Sieg-Heil. Das Deutschland- und Horst-Wessels-Lied werden begeistert gesungen. Allgemeiner Jubel! Wir nähern uns allmählich wieder der brasilianischen Küste. Es wird schon dunkel. Alle deutschen Lieder und die Lieder der Bewegung werden gesungen. Die Trompete ist unermüdlich. Ueberall sieht man Gruppen in lebhafter Unterhaltung, man hat sich viel zu sagen, weil man sich so selten sieht. Heute drehen die Gespräche sich um die alte Heimat. Schließlich, ungefähr um 9 Uhr abends, legt das Schiff an. Wie im Fluge sind die herrlichen Stunden — ganz wie in Deutschland — vergangen. In alle Richtungen zerstreuen sich nun wieder die deutschen Menschen Bahias. Wohl jeder geht nach Hause mit dem Gedanken: „Ich möchte drüben in dem neuen großen Deutschland Adolf Hitler auch einmal dabei sein!“

Das „Ja“ der Deutschen in Santos

Immer wird der vergangene Freitag in der Geschichte der deutschen Kolonie von Santos und Umgebung denkwürdig bleiben. Ein Karfreitag vor Ostern, ein sonnenheller strahlender Feiertag, der die herrliche brasilianische Küstenlandschaft in ein doppelt lebensvolles und farbenfrohes Kleid hüllte. Diesen Tag, der letztmögliche, um als Auslandsdeutscher sich zum Reich zu beken-

nen, hatte man für die Volksabstimmung und Reichstagswahl ausersehen. Das deutsche Konsulat in der Hafenstadt hatte mit den Vorbereitungen zu tun: Ein deutsches Schiff musste bereitstehen, die Erlaubnis seitens der brasilianischen Behörden eingeholt werden, Stimm Scheine ausgestellt und vieles anderes mehr. — Freitag vormittag war es dann soweit. Rund 400 Volksgenossen aus dem Reich und Oesterreich gingen an Bord des schmucken deutschen Motorschiffes der Hamburg-Süd. Es war gut, dass gerade dieses neuzeitlich eingerichtete Schiff die Wähler auf das offene Meer hinausstrug, denn auf der „Montevideo“ gleicht Leben und Einrichtung einem nationalsozialistischen Musterbetrieb im Reich. Traumhaft schnell verlief der Nachmittag. Wie viele Volksgenossen wären wohl mit dem Schiff weiter gefahren, dem Land der Väter entgegen! Aber sie hatten eine andere Pflicht zu erfüllen: Sie sollten ja oder nein zur Politik des Führers sagen. Und sie bekannten sich in überwältigender Einmütigkeit zu Großdeutschland. Unter 397 abgegebenen Stimmen waren 391 mit „ja“ und 6 mit „nein“; ungültig wurde keine Stimme abgegeben, auch das spricht für sich. Von den 338 Reichsdeutschen waren 4 Neinsager und von den 59 Oesterreichern 2. Ueber ihre Dummheit haben sogar die Fische gelacht. Wir müssten vieles, so vieles von dieser Wahl auf dem



Meer schreiben! Und ich habe doch nicht mehr Gelegenheit dazu. Dafür aber sprechen die Bilder auf der vorstehenden Seite zu unseren Lesern — vielleicht auch sagt uns das obenstehende etwas, auf welchem zwei deutsche Menschen aus Santos sogar mit ihrem Jüngsten an Bord zu sehen waren, weil sie dabei sein wollten, als es galt, das grosse Bekenntnis zur deutschen Gemeinschaft abzulegen.

Es regnet es regnet...
Da heisst es richtig angezogen sein! — Der

Renner-Regenmantel

ist nicht zu leicht und nicht zu schwer — modisch, aber ruhig vornehm in Schnitt und Muster, und vor allen Dingen

hochwertig in Stoff u. Verarbeitung!

Unsere bekannte u. bequeme Zahlungsweise erleichtert Ihnen die Anschaffung.

Filial RENNER

Rua S. Bento Nr. 51
Avenida Rangel Pestana 1 5 6 3
Santos: Rua General Camara 15

Die Wahl der Deutschen in Pernambuco am 10. April an Bord der „Sriesenland“

Als das ganze deutsche Volk, einschliesslich der Auslandsdeutschen zur Wahl Großdeutschlands aufgerufen wurde, erhob sich für unsere Kolonie die Frage, ob sie dieses Mal an dieser geschichtlich einzigartigen Kundgebung teilnehmen kann. Die Meinung hierüber war im allgemeinen nicht optimistisch unter Bezug auf trübe Erfahrungen, die nicht lange hinter uns lagen.

Als jedoch bekannt wurde, daß das Flugzeugschiff „Sriesenland“ der Luftkansa zu diesem Zweck Recife anlaufen würde, war die Freude umso größer, insbesondere auch deshalb, da uns dieses Schiff direkter Mittler der Heimat ist und uns schon des öfteren besucht hat.

Es begann nunmehr die Arbeit zur Aufstellung der Wählerlisten, Bekanntmachungen, etc. Diese Arbeit lag fast ausnahmslos in den Händen des deutschen Konsuls und des Kreisleiters. Unter unseren Wahlbezirk fielen auch die Volksgenossen aus Paulista, Rio Tinto und Parahyba.

Es ist klar, daß die hiesige deutsche Kolonie die Abende zuvor am Lautsprecher saß, um über den Kurzwellensender die Reden des Führers und seiner Beauftragten zu hören. Kaum faßbar war es dem Einzelnen, daß eine solche Begeisterung überhaupt möglich ist.

Die hiesige österreichische Kolonie, die bis zum Jahre 1936 freundschaftliche Verbindung mit uns hatte, trennte sich im Laufe des Jahres 1937 bedauerlicherweise durch Schuld einiger weniger Ehrgeiziger von dieser Einie, sodas sich diese Menschen mit wenigen Ausnahmen in gänzlich falscher Fahrtrichtung befanden und sie an der Freude ihres Heimatlandes nicht nur keinen Anteil nahmen, sondern sich durch Demagogen weiterhin beeinflussen ließen. Die Möglichkeit eines gemeinsamen Zusammenschlusses war vorhanden, wurde jedoch noch am Tage vor der Wahl verhindert durch eine enstimmig-individualistische Einstellung. Ehemalig führende Männer des alten Oesterreich stellten sich in der entscheidenden Stunde in die gemeinsame Einie des gleichen Blutes. Diese große Einie wollten die hier führenden Oesterreicher nicht

sehen. Wir haben den Glauben, daß die Mehrzahl den Weg zurück von sich aus finden wird.

Am 10. April vormittags bei schönstem Wetter befanden sich rund 270 Deutsche an Bord der „Sriesenland“, davon 12 Oesterreicher. Es waren alle Schichten vertreten, und insbesondere muß den Volksgenossen aus Rio Tinto ein Lob gezollt werden, die die ganze Nacht über im Omnibus hierher fuhren, und am selben Tage am späten Nachmittag zurückkehrten, um am Montag vormittag wieder an ihrer Arbeitsstätte zu sein. Es muß ferner erwähnt werden, daß sich eine stattliche Anzahl von Durchreisenden zur Wahl einfanden, selbst solche, die jahrelang ihren Wohnsitz in Brasilien haben. Unser ältester Wähler war eine Dame im Alter von 82 Jahren.

Die Fahrt bis außerhalb der Dreimeilenzone ging rasch und glatt vonstatten. Bei der Ausfahrt begegnete wir dem gerade einfahrenden Dampfer der H.S.D.G. „General Oforio“ und erfolgte allerseits ein freundiges Winken. Einer unserer Mitfahrer brachte sein Schifferklavier mit und unterhielt die Reisegesellschaft in froher Stimmung.

Die Wahl selbst wurde entsprechend den geltenden Bestimmungen vorgenommen, und nahm daher geraume Zeit in Anspruch. Um halb ein Uhr konnte jedoch das Resultat bereits bekannt gegeben werden. Von 249 Deutschen stimmten 246 mit ja, 3 Stimmen mit nein. Von 12 Oesterreichern 11 mit ja, eine Stimme ungültig. Nachträglich stellte es sich heraus, daß die drei Neinstimmer aus Unkenntnis der Wahlbestimmungen ihr Kreuz bei „nein“ setzten. Die drei Personen meldeten sich nämlich beim Wahlkomitee und gaben ihren Irrtum zu. Eine praktische Aenderung wurde jedoch dadurch nicht erzielt. Das Ergebnis durch Volksgenossen Ralf mitgeteilt, löste allgemeinen Jubel aus.

Gegen 15 1/2 Uhr lag die „Sriesenland“ wieder im Hafen.

Pressvertreter machten die Fahrt mit, und berichteten am nächsten Tage ausführlich und freudig-schaftlich mit Photos.

„Serenade“



Willy Forsts „Serenade“ für das Programm Art gelangt am kommenden Montag zur Erstvorführung im Ufa-Palast. Willy Forst hat hier zum erstenmal ein Menschenschicksal nicht nur nach den Gesetzmäßigkeiten einer Filmhandlung erzählt, sondern auch in Form einer Bildkomposition auf ganz und gar musikalischer Basis, beispielsweise der einer Sinfonie. Er verwickelte damit einen alten, von ihm mit seinem Komponisten Peter Kreuder lange gehegten Wunsch: Die Musik in seinem Film zum Mittelpunkt zu machen, die Menschen weniger reden, sondern ganz aus dem Musikalischen heraus fühlen und ihre Gefühle ausdrücken zu lassen. — Wie alle seine Filme bejahend und zutiefst beglückend enden, so schliesst auch dieser in einer strahlenden und musikalisch-bildlichen Hymne an

die Schönheit des Lebens. Dieser Willy Forst-Film des Programa Art in deutscher Sprache ist ein Begriff für alle Filmfreunde, der Begriff für hochkünstlerische und spannende Unterhaltung!

WILLI FORST'S

Neuer Film!
Neues Meisterstück!

Serenade

Ein Willi Forst-Film
des Programa ART
in deutscher Sprache

MONTAG

IM

UFA-PALAST